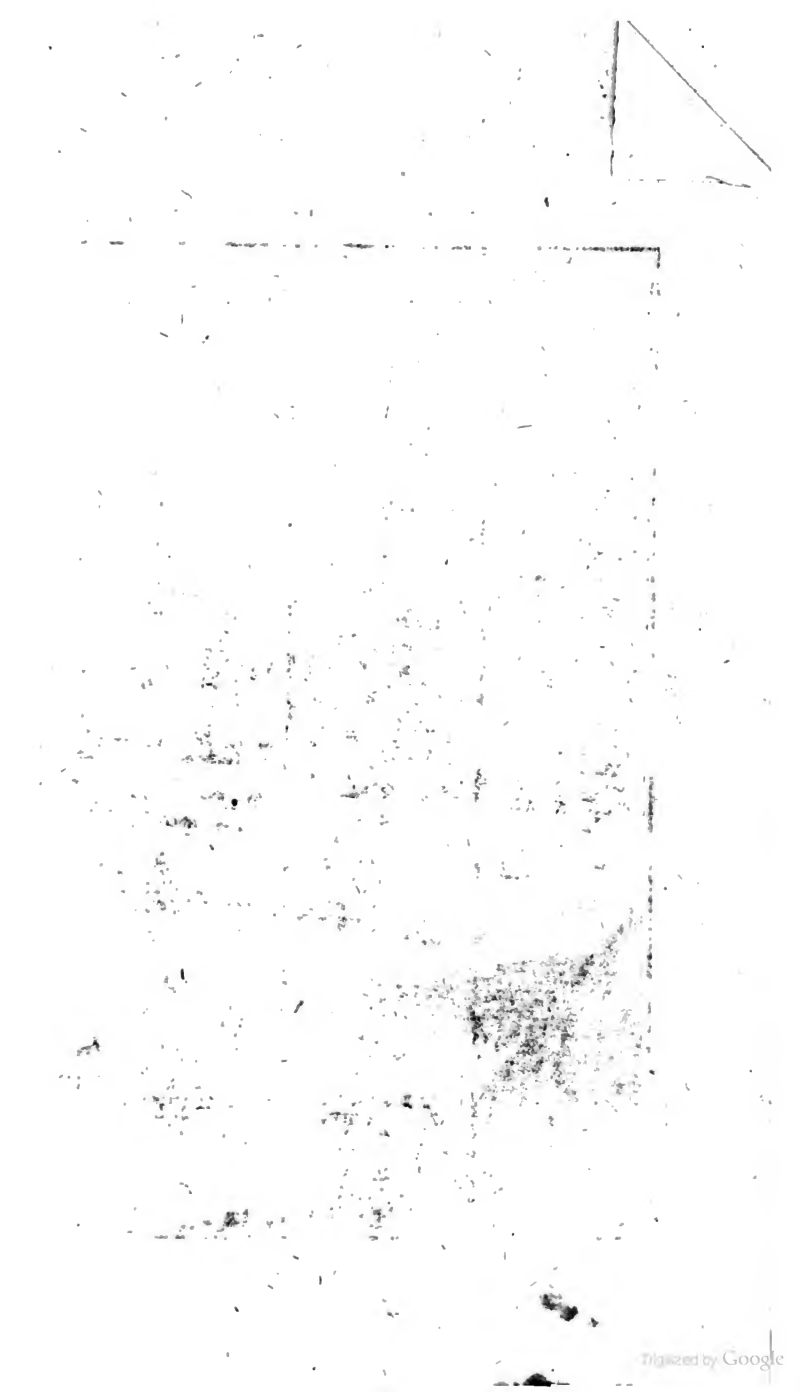
Digitized by Google

Digitized by Google

Der Fränkische Robinson

Oder

der Mann

nach der

Vorschrift der Tugend

in den

ausserordentlichen

Begebenheiten

Des

Freiherrn von G * * *

[Von Carl Friedrich Taschenb.]

Onolzbach,
Verlegts, Jacob Christoph Posch. 1751.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zuschrifft

an die

liebenswürdige Daphne.

Tugendhafte Daphne!

Sie sind so wenig eitel, daß ich Ihnen, ohne roth zu werden, einen Namen gebe, den viele von ihrem Geschlechte, mit dem Titel einer Schönen, gerne vertauschen würden. Da ich aber so glücklich bin und ihre Art zu gedenken, wol einsehen kan, so hätte ich es bei der unempfind-

pfindlichen Gleichgültigkeit, die sie vor die Schönheit haben, nicht wagen wollen, ihnen eine von ihren wesentlichen Eigenschafften hergeleitete Benennung, zu entziehen. Inzwischen da sie so philosophisch sind und sich gleichsam gewisser Rechte auf ihre Reize begeben wollen, so ist es ihnen doch nicht gelungen, ihre Anmuth zu verbergen, und die Natur übt ihre Rechte, auch wider ihren Willen, aus. So viele nun schon bey Ihnen, auf eine überzeugende Weise, ihre Schönheit erhoben, so wenig haben sie doch ihren Beifall erhalten können, daß sie vielmehr eben dadurch sich selbst geschadet haben. Es ist aber in Warheit ein Wunder, daß sie bey so verführerischen Jahren, ihr Herze mit einer männlichen Stärke erhalten, und denen Anfällen unreifer Liebhaber so großmüthig begegnen. Es sind dieses Proben ihrer ungemeinen Beurtheilungskraft, die sie bey Lesung vernünftiger Werke, und bey einer geschikten Wahl, in Beobachtung derer Regeln des Wohlstandes und der Vernunft, beweisen. Ein Frauenzimmer, das sich nach keinen andern Vorzug beeifert, als nach denjenigen, der ihr durch wahre Verdienste zukommen muß, ist in der That so seltsam, als ein Philo-

soph

soph, der kein anderes Kleid träget, als das in Paris gemacht worden. Mithin kan ich alle Lobeserhebungen bei Seite setzen, wenn ich ihnen dieses einige zueigne. Die Ehre Ihrer Freundschafft, die sie mir so vorzüglich erweisen, setzt mich in den Stand, mein Vorgeben auf das beste zu unterstützen. Sie sind so freimüthig und lassen mir öffentlich einige Vorzüge ihrer Huld geniessen; Sie wissen aber auch wie erkänntlich mein Gemüthe ist. Daher nehme ich mir die Freiheit, Ihnen gegenwärtige Schrift zum Merkmal meiner vollkommenen Hochachtung zu überreichen. Ich hoffe alles von Dero Beifall zu erlangen, zumahl da Sie sich wegen einiger Bogen, die ich Ihnen meiner Gewonheit und Pflicht nach, zeigte, sehr gütig erklärten. Sollte ihr Herze bey einigen Abbildungen eine geheime Empfindung haben, und Verrätherei anrichten wollen, so bitte ich dessen Zorn zu mäßigen. Denn sollte ich gleich einige Züge Dero unvergleichlichen Person getroffen haben, so glauben sie nicht, daß es ein Fehler sey, denn es ist schon bey mir zur Natur geworden, beständig an Sie zu gedenken.

Zuschrifft.

Sein Sie nur so gütig und schliessen daraus wie sehr Sie verehre

Tugendhafte Daphne!

Dero

Verbundenster Knecht
C. F.

Digitized by Google

Vorrede.

Allgemeine Gedanken von den Romanen.

So veränderlich der Geschmak unserer Zeiten ist, eben so ist auch das Schiksal derjenigen Bücher, die seinem Urtheile unterworfen sind. Man hat überhaupt aber eine ganz andere Mode in denen Schrifften, die von dem Wize ihren Ursprung haben, eingeführet, worinnen man sich vornemlich die Franzosen und Engländer zu Mustern genommen hat. Denen ersten lassen unsere Landes Leute ohnehin das Recht, unsere Kleider Moden zu bestimmen, und es ist ohnstreitig die gröste Vollkommenheit desselben, daß man keine Untersuchungen ihres Geschmaks anstellet, sondern die richtigste Einrichtung desselben, als eine nothwendige Folge von der Einsicht dieser glüklichen Ausländer, vor bekannt annimmt. Man kan es also kein Wunder nennen, wenn

Digitized by Google

auch unſere Schrifften ihre Geſtalt von ſo ſcharfſinnigen Leuten entlehnen, da ſie unter dieſer Zierde den größten Beifall zu hoffen haben. Es wäre gewiß eine Ungerechtigkeit, wenn man denen Franzoſen das Lob eines feuerichen Wizes abſpräche, ob ſie gleich in ihren Urtheilen von der Geſchicklichkeit unſerer Verfaſſer noch nicht ſo gerecht ſind, als ob es derſelben Verdienſte und die Ausbreitung ihres eignen Ruhmes, durch unendliche Ueberſetzungen, verdiente. Denn man weiß aus denen ſicherſten Nachrichten, daß gewiſſe Schrifftſteller in Frankreich noch lange nicht ſo bekannt ſind, als bei denen ehrlichen Deutſchen. Die Urſache iſt iſt wol dieſe, daß ſie es nicht vor ſo nützlich halten ihre Sprache zu erlernen, als unentbehrlich wir die ihrige in Abſicht auf uns, halten. Damit ich aber hierinnen fortfahre, ſo geſtehe ich nochmals, daß man ihren Werken alle Vorzüge des Geiſtes einraumen muß.

Die Engländer haben ein ſo verſchiedenes Temperament, daß der Einfluß deſſelben in die Schreibart ihrer Verfaſſer, ihre Schrifften ſehr genau von denen franzöſiſchen unterſcheidet. Man wird bei ihnen das angenehme, zärtliche und flieſſende, welches uns die Herren Franzoſen in ihren Arbeiten bewundern laſſen, vergebens ſuchen. Sie haben einen gewiſſen Schwulſt, welcher ſich zuweilen in ein trockenes philoſophiſches Weſen verliehret, und indem ſie oft allzugründlich ſein wollen, ſo verliehren ihre Werke alle Anmuth. Sie haben dahero den Fehler, daß ſie gar leichte in eine unangenehme Weitläuftigkeit verfallen, wozu ſie durch ihr langes Nachforſchen verleitet werden. Inzwiſchen haben ſie doch die Gelehrten unter uns in zwey Theile getrennt, davon die einen ihre Schrifften in ihren Schuß

ge-

Digitized by Google

genommen, die andern aber dem französischen Geschmake den Vorzug überlassen. Wenn man dieses auf die Werke des Wizes einschrenket, so kan man wirklich denen Engländern den Preiß geben; im gegengesezten Falle aber dürfte wohl das Looß auf die Franzosen fallen.

Ich gehe es gerne zu, daß die Engländer in den höhern Arten der Dichtkunst diesen den Rang streitig machen können. Das verlohrne Paradies des Miltons, der Lonidas und einige Schauspiele, haben bey vernünftigen Kennern einen allgemeinen Beifall erhalten. Anderer starken Schrifften zu geschweigen, so haben sie dadurch ein vortheilhaftes Urtheil von ihrer Scharfsinnigkeit davon getragen.

Gleichwie aber alles nur unter gewissen Bestimmungen zu behaupten ist, so wird man daraus nur so viel anmerken, daß die Stärke scharfsinnig und witzig zu denken, bey denen Franzosen allgemeiner sey. Dieser Satz erhellet ohnstreittig aus der Erfahrung, und man darf die neuere Gelehrte und Bücher Geschichte nur mittelmäßig kennen, so wird man davon überzeuget seyn.

Ich nehme mir die Freiheit, dieses auf eine gewisse Art Bücher zu ziehen, die man insgemein Romanen nennet.

Es wäre mir hier zu ausschweiffend ihren Ursprung zu untersuchen, daher ich nur einige mehr allgemeine Anmerkungen mittheilen will.

Ein gewisser unvergleichlicher Mann hält die Romans vor Geschichte aus einer andern Welt. Man wird aber nach diesem Begriffe, einen Roman von einer Legende gar nicht unterscheiden können. Man müßte diese Welt vor ein unordentliches u. unreifes Werk ansehen, den, man siehet leicht daraus, daß auf diese Weise solche

Begebenheiten voraus geſetzet werden, die mit dem Zuſammenhang unſers Weltgebäudes nicht beſtehen können. Wenn auch gleich die Erklärung gelten ſollte, ſo wäre es nur von denen Büchern zu ſagen, die keine Romanen ſind, mithin würde der Begriff unrichtig ſeyn.

Die genaue Verwandtſchaft, die die Romans mit der höhern Art moraliſcher Gedichte, ich meine mit dem Heldengedichte, haben, haben einige geſchickte Leute verführet in Anſehung der Sache gar keinen Unterſchied zu machen.

Einige theilen die Heldengedichte, in gebundene und ungebundene ein, und rechnen zu der letztern Art die Romanen. Es iſt auch ohnſtreitig, daß es Beiſpiele giebt, die dieſe Eintheilung bekräftigen. Aber ſieht man dieſelbe iemals vor einen untrüglichen Beweiß an? denn wenn man ſich gleich nicht an das Sylbenmaß bindet, ſo muß doch der ganze Vortrag poetiſch ſein, und unterſcheidet ſich genugſam von dem proſaiſchen. Mithin kan man die Romanen nicht hieherrechnen, da ſie eigentlich keine ſolche Einrichtung zulaſſen, und ein ſchwülſtiger Vortrag, der in einigen vorkommt, noch nicht das Weſen einer poetiſchen Erzehlung ausmachet. Ueberhaupt aber iſt ein Roman eine ungebundene urtheilende Erzehlung ſolcher Begebenheiten, die die Aufnahme der Tugend zum Zweck haben. Durch die ungebundene Schreibart aber verſteht man hier diejenige, die ſich nicht nach denen Gründen der Epoper richtet. Es mögen nun dieſe Begebenheiten würcklich vorgefallen ſeyn, oder allein bei der Möglichkeit beruhen, ſo unterſcheidet ſie die Form von dem Heldengedichte, und der Entzweck von den Geſchichten. Eine Geſchichte muß

nur

Digitized by Google

nur aus richtigen Quellen erzehlet werden und gehöret eigentlich gar kein Urtheil von ihrer Sittlichkeit dazu, aber bey einem Roman ist dieses eine Vollkommenheit. Hierzu kommt, daß, wenn auch eine Geschichte zur Aufnahme der Tugend etwas beiträgt, solche nur zufälliger Weise geschiehet; da dieses doch das wesentliche eines Romans ausmacht.

Man hat in denen ältesten Zeiten das Reich der Tugend auf diese Art erweitern wollen, und die alten Weltweisen haben sich der Geschichte in ihren Sittenlehren mit gutem Erfolge, bedienet. Es geschahe dieses nicht ohne Ursach, weil dergleichen Art des Vortrags eine ungemeine Anmuth mit sich führet und mithin zur Beschleunigung ihres Entzweckes gar vieles beitrug. Haben nun nicht die Romane Ehre genug, wenn man sie, in gleicher Absicht, der ausübenden Weltweißheit an die Seite setzen will? diese zeiget uns vernünftig zu leben, und jene sollen uns Beispiele an die Hand geben, wie dieses würklich zum Vortheil der Menschen seie ausgeübet worden.

Wenn dieses die Feinde der Romans überdacht hätten, so würden sie nicht einiger elenden Blätter wegen, denen die Unwissenheit diesen Namen beilegte, die Romans verdammet haben. Wohlgesittete und gelehrte Leute pflegen ohnehin solche Misgeburten keines Anblicks zu würdigen.

Hieher gehören ohnstreittig die häufige ungesittete Histörchen, **Das Tiroler Mädchen**, die **Begebenheiten** der **Mad. de Cronel**, **der Elbenstein** und zugleich andere, die zum Verderben der menschlichen Gesellschafft von gewissenlosen Leuten ausgebrütet worden. Man würde sich um die Religion und guten Sitten verdient machen, wenn man solche

Digitized by Google

cher unterdrückte, und neue in ihrer Geburth aus dem Wege räumte.

Der Vortrag bei einem Roman muß so beschaffen sein; wie er dem Zwecke am nechsten kommen möchte. Weiß man durch eine Erzehlung, die mit vernünftigen Satyren gewürzt ist, solchen zu treffen, so wird man allerdings Gründe haben, satyrisch zu schreiben. Glaubt man durch traurige Abbildungen etwas zu gewinnen, so wird es auch recht seyn. Denn man muß ja der Vernunft nach, die leichtesten Mittel erwählen, die nach Beschaffenheit der Zeit und anderer Umstände müssen eingerichtet werden.

Es haben diese Regel einige der neuesten Verfasser beobachtet. Von ältern etwas zu gedenken, so hat der berühmte **Cervantes** durch eine spizige Schreibart Ehre erworben. **Swifft** ist seinem Muster, mit einem ausserordentlichen Beifall, gefolget. Von traurigen Geschichten ist die Geschichte der **unglücklichen Eheleute**, der **Don Varasco de Ficqueroas**, die **Mademoiselle de Courtenville**, das Leben **des Graven von Warwik**, die **Königin Crementine**, die **eiserne Masque**, und andere mehr zu bemerken.

Zu scherzhaftern gehören, der **Baccalaureus von Salamanka**, der **Kundschaffter**, die **Clelie**, der **betrügliche Schein** und noch viele andere.

Ernsthafter, aber lehrreich, sind geschrieben, die **Pamela**, die **Clarissa**, welche der Herr von Windheim in Erlang übersetzet haben soll, die **Begebenheiten einer vornehmen Dame**, die **Marianne**, der **Dechant von Killerine**, die **Frau von Bressol**, der **neue Telemach**, der **rechtschafne Mann**, der **Großmüthige**, die **schwedische Grävin**,

von

von dem vortrefflichen Herrn Gellert, abgefasset. Der philosophirende Soldat, die geheime Geschichte von Burgund. Die Schrifften der Frau von Gomez. Uberhaupt aber sind die geschicktesten Verfasser von den neuern, der Herr von Mouhi, der Herr von Marivaux, Herr von Argens, Herr le Sage, und die Frau von Aunoi. Da es mehrentheils denen Schriftstellern gefallen hat, ihren Nahmen zu verbergen, so kan man auch in diesem Blat nichts ausführliches von ihnen anführen.

Aus diesem wird man leicht abnehmen können, daß die Franzosen weit mehr Romanen, als die Engländer an das Licht gestellt haben; nun kommt es darauf an, welche die besten sind? die Franzosen haben viele geschrieben, die diesen Namen nicht mit Recht führen können, und nur niederträchtige Liebes Streiche in sich enthalten, und haben sich daher bey vielen rechtschaffenen Leuten verdächtig gemacht. Die Engländer haben wenig solche Mißgeburthen zum Vorschein gebracht und daher ihren Romanen ein gutes Vorurtheil verschaffet. Man sieht aber aus denen angeführten Büchern leicht, daß sie auch nicht so viel gute geliefert haben. Gleichwie es aber bey diesen Büchern auf die Mode ankommt, so giebt es viele, die denen Engländern den Vorzug geben, und nicht wenige die es mit denen Franzosen halten.

Meinem Geschmack nach, den ich keinesweges als den Ausspruch eines Orakels ansehe, ziehe ich die guten Französischen Romanen, wegen ihrer angenehmen Schreibart, und rührenden Abbildungen, allen englischen vor.

Wir wollen mit diesen Anmerkungen beschliessen, und nur noch erinnern, daß es am besten sei, einen Roman

in

in einer flieſſenden und guten Schreibart zu verfaſſen. Denn die mehreſten Leſer ſind Leute, die noch in einem lebhaften Alter ſind, und alſo muß man auch billig ihre Neigung zu Rathe ziehen.

Es wird aber die Aufmerkſamkeit derſelben durch eine öftere Abwechslung derer Geſchichten nicht wenig befördert, denn es iſt bekannt, daß junge Leute die Veränderung lieben. Einige neuere Franzoſen haben dieſes zum Vergnügen vieler Leſer beobachtet.

Ich muß nun auch von dieſem Buche etwas hinzuſetzen. Es iſt gröſtentheils eine wahre Geſchichte, deren Herausgabe der Tod des Herrn Verfaſſers befördert hat. Dieſer Herr war von trefflichen Eigenſchafften und hat ſo ſonderbahre Schickſale gehabt, daß ſeine Geſchichte allerdings merkwürdig ſeyn muß. Die Ehre ſeiner Freundſchaft, die er mir mit vieler Großmuth angethan hat, erſtreckte ſich ſo weit, daß mir dieſe Arbeit überlaſſen wurde.

Ich hatte nun gleich den Vorſaz ſolche drucken zu laſſen, aber ich mußte ſo vieles ändern, daß dieſe Mühe die Herausgabe ein paar Jahre gehindert hat, denn ich hatte ſie dabei bei nahe vergeſſen. Allein es haben ſich Freunde gefunden, die es verlangten gedruckt zu ſehen, und dieſen habe ich auch dieſes Anſuchen einräumen wollen.

Daher habe ich die Begebenheiten ſelbſt lehrreich zu machen geſucht. Ich habe mehr auf den Character des Verfaſſers geſehen als auf andere Umſtände. Zwiſchenhiſtorien, in ſo ferne ſie dem Entzweck einer Romane nicht widerſprechen, habe ich, der Anmuth und Sache wegen, hinzufügen wollen, dieſes wird auch hofentlich mit einer möglichen Kürze, geſchehen ſein. Andere Z. E. geographiſche und hiſtoriſche Umſtände hat man befliſſentlich übergangen, und nur in ſo ferne berühret, als ſie in die Geſchichte einen nothwendigen Einfluß hatten. Ueberhaupt aber hat man den Fehler derer vermeiden wollen, die ihre Perſonen nur nach denen philoſophiſchen Tugenden bilden, und den Chriſten vergeſſen oder gar ſchaden thun. Ich wünſche nichts mehr, als daß man den Zweck einer guten Romane erreiche, denn ſo werde ich auch den Troſt haben, daß man die Fehler chriſtlich, mithin großmüthig überſehe.

Digitized by Google

Der Mann nach der Vorschrifft der Tugend,

Oder die

Begebenheiten des Freiherrn von G*.

* * *

Wann es ein groſes Glüke iſt, von reichen und vornehmen Eltern gebohren zu werden; ſo kan ich verſichern, daß meine Geburt ſehr glüklich zu nennen iſt. Mein Vatter beſaß in Franken wichtige Güter, welche verurſachten, daß er einen Staat führen konnte, der ſeinem alten Adel und geführten Bedienungen, vollkommen gemäß war. Meine Mutter ſtammt ebenfalls von einem Hauſe ab, welches ſo wohl am Alterthum, als Vermögen, keinem in Franken etwas nach gab; aber ſie

brachte, nach eingeführter Gewohnheit des dasigen Adels, meinem Vatter ein geringes Mitgifft, aber destomehr Tugend mit. Mein Vatter war kaum aus denen Feldzügen zurük gekommen, in welchen er Oberster eines kaiserlichen Regiments Reuterei war, als ihn seine Umstände nöthigten auf eine Vermählung zu denken. Er war iederzeit mit den **Herrn von L***. in Freundschafft gestanden, und da dieser eine liebenswürdige Tochter hatte, so suchte mein Vatter, so wohl aus Freundschafft gegen diesen Herrn, als aus Liebe gegen die **Fräulein von L***. mit diesem Haus in nähere Verbindung zu tretten. Er trug so wohl der **Fräulein von L***. als ihren Herrn Vatter, sein Vorhaben vor, und es brauchte wenig Zeit und Worte, daß er zu dem Besitz einer tugendhafften Gemahlin kam; ob er gleich weit mehr Jahre, als meine Mutter, auf sich hatte, eine Sache, die bei Edelleuten beständig vorkommt. Aus dieser Ehe bin ich, der andere männlichen Geschlechtes gebohren worden, und das dritte Jahr darauf brachte meine Mutter, meine Schwester zur Welt, die mir bis hieher die zärtlichsten Proben der Liebe und Freundschafft erwiesen hat. So bald wir im Stand waren, etwas zu begreifen, wurde uns ein iunger Studente zugegeben, der uns in denienigen Dingen unterwiese, die man in den erstern Jahren zu erlernen hat. Ich weiß nicht, wie unsern Eltern unser Fleiß gefallen habe; aber

so

Digitized by Google

so viel ist gewiß, daß wir beständig, durch allerhand kleine Ergötzlichkeiten, aufgemuntert wurden. Mein Bruder war eben 13. und ich 12. Jahre alt, als wir schon ziemlich Lateinisch und Französisch sprachen. Dabei unterließ man nicht, uns die Tantzkunst und das Zeichnen nach und nach beizubringen. Unser Hofmeister, wie man ihn nennte, war ein groser Liebhaber von der Jagd. Er nahm uns öfters mit sich, wenn er mit meines Vaters Erlaubnuß auf das Schiessen gieng, und wir brachten es endlich mit vielen Bitten dahin, daß uns beeden eigene Flinten angeschaffet würden. Wir fuhren einsmals mit unsern Eltern in eine gewisse Stadt, wo ein Prinz die Huldigung einnahm. Daselbst sahen wir, mit ungemeinen Vergnügen, bei des Fürsten Ankunfft, ein Regiment Soldaten feuren. Wir bemerkten es sorgfältig, und da unsere Eltern einstens auf einige Tage verreiseten, so brachten wir inzwischen ganz heimlich eine ziemliche Anzahl Bauerjungen zusammen, lernten sie Feuer geben, und den Tag, da unsere Eltern zurük kommen sollten, befahlen wir ihnen, sich auf dem Schlosse einzufinden. Sie gehorchten. Wir stellten sie vor dem Schloßthor in zwei Reihen. Den einen führte mein Bruder, und an des andern Spitze befand ich mich. So bald wir Abends die Kutschen anrollen hörten, gaben wir Achtung. Kaum rennten solche vor das Schloß; so feuerte ich und mein Bruder das Gewehr

ab, und die Bauerjungen mußten unserm Beispiel folgen. Man kan sich nicht genug vorstellen, wie sie, der Herr von L*. und meine Eltern verwunderten, da sie ein so unvermuthetes Feuer sahen; aber sie haben nicht wenig gelachet, da wir uns mit unsern Haufen gezeuget, und unsere Schuldigkeit abgeleget hatten. Der von L*. forschte bald darauf, was wir gelernet hätten, und da er uns wohl befunden, machte er ieden ein Geschenck, und ermahnte uns, in unsern Fleiß fortzufahren. Inzwischen kamen wir zu denenienigen Jahren, da man auf das Zukünfftige sehen mußte. Mein Bruder war der einzige Erbe meines Vatters, und also hatte man nicht sonderlich für sein Glüke zu sorgen. Aber mit mir mußte man zu andern Mitteln schreiten. Mein Vatter fand, daß ich zum Soldatenstand grosse Neigung hatte. Aber er vermerkte auch gar wohl, daß meine Neigung zu denen Wissenschafften eben so groß wäre. Dieser Ehrwürdige Vatter wollte derselben gar nicht Gewalt thun, doch war er noch unschlüßig, ob er mich in ein Gymnasium, oder gleich auf die Universität schiken sollte. Das Erste geschahe so wohl, wegen meines Alters; als auch, weil er vielleicht meine Geschiklichkeit noch zu unzureichend hielte, die höhern Wissenschafften gehörig zu begreiffen. Der Herr von L*. welcher uns beständig besuchte, aber meinte, daß es besser wäre, gleich auf Universitäten zu gehen, indem

man etwas mit meiner Versorgung zu eilen hätte, weil ich schon das 18te Jahr erreichet hatte. Nach einiger Uberlegung, willigten meine Eltern darein, und es wurden alle Anstalten zur Reise gemachet. Es wurde mir ein alter Hofmeister beschrieben, der fast auf allen teutschen Akademien gewesen, und junge Edelleute geführt hatte. Dabei kam mir nichts rührender vor, als wie ich meine Mutter an den Anstalten zu meiner Abreise, mit einer solchen Art beschäfftiget sahe, woraus ich schliesen konnte, daß sie ihrer Zärtlichkeit gegen mich Gewalt anthate. Meine Sachen waren schon fertig, als der Herr Sittlich, mein ernannter Hofmeister, anlangte. Er wurde von meinen Eltern und uns, mit allen Vergnügen aufgenommen, von meinen Vatter und Großvatter aber, wegen seiner guten Lebensart und Geschiklichkeit, sehr werth geachtet. Die erste Anrede, die er an mich hielte, nahm mich schon vollkommen vor ihm ein, und man wird sehen, daß meine Hochachtung und Liebe gegründet war. Der Tag unserer Abreise kam endlich heran, da ich auf die hohe Schule zu A*. ziehen sollte. Der Herr von L*. meine Eltern, einige Anverwandte, die zugegen waren, besonders aber mein Bruder und meine Schwester überhäuften mich mit Thränen und Liebkosungen. Jedes küßte und umarmte mich, und ich konnte mich kaum enthalten, einige Zähren zu vergiesen. Dieses ist mir fast niemals wieder-

fahren, denn wenn gleich die Natur ein solches Opfer der Wehmuth haben wollte; so hat sie doch allezeit eine gewisse Schamhaftigkeit zurük gehalten. Die Bedienten, ja, die Bauern so gar, wollten Abschied nehmen, und das halbe Dorf lief zusammen, um den Juncker Carl, wie es hieß, nochmals zu sehen. Doch es war kein Verzug, der Postknecht blies, und wir mußten aufsitzen. Mein Vatter sagte noch ehe ich Abschied nahm: „Reise „glücklich, mein Sohn! denke warum du auf „Universitäten geheſt, und befördere dein „Glük, und unsers Hauses Ehre und Vergnügen. Fürchte und liebe GOtt, geselle „dich zu rechtschaffenen Leuten, und mache „dich der Klugheit des Herrn Sittlichs zu „Nutz. GOtt erhalte dich gesund. Lebe „wohl.„ Es wäre zu weitläuftig, alle die Reden und Ermahnungen meiner Eltern zu erzehlen. Nur melde ich, daß mein Großvatter, meine Mutter und Geschwisterte fast an mir hangen blieben. Doch ich bin schon mit Herrn Sittlich und einen Bedienten auf der Reise; Es fiehle hierbei nun nichts wunderbares vor. Wir hatten nicht das Unglük, von Räubern angegriffen zu werden. Keinen Sturm, noch Scheiterung an einer unbewohnten Insel, waren wir auch nicht unterworfen, weil unsere Reise zu Lande gieng, und die Wasser in Franken eben nicht sehr gefährlich sind. Und also werde ich auch nichts Merkwürdiges davon berichten können.

Doch

Doch habe ich die Städte, durch die ich gieng, ziemlich besehen, und einige Bekandte meines Vatters besucht, die mir alle mögliche Höflichkeit erwiesen. Unter andern erinnere ich mich, daß mir, da wir uns auf dem Lustschlosse des Herrn von T*. befanden, die Schönheit und ungemeine Leutseeligkeit der Fräulein von T*. so einnehmend vorkam, daß ich bei nahe wäre verliebt worden. Doch widersetzte sich meinen angehenden Flammen, so wohl das Andenken meiner Jugend; als auch die Furcht eine abschlägige Antwort zu erhalten. Denn ich hätte es für die größte Schande gehalten, ein Frauenzimmer bei meinen Empfindungen gleichgültig zu sehen, besonders, da ich noch niemals geliebet hatte. Wer weiß aber, ob ich mir nicht selbsten im Licht gestanden bin? Da ich die Ehre hatte mit der Fräulein von T*. in einem Garten alleine zu sein, war sie so leichtfertig, mich wegen meiner Verwirrung zu befragen, und die Ursache derselben, einer Trennung von einem geliebten Gegenstande zuzuschreiben. Ich war viel zu blöde, den wahren Grund davon anzugeben, und antwortete, daß mir die Abwesenheit von meinen Eltern noch schwer fiele, womit sie zufrieden war. Inzwischen mußten wir auch hier scheiden, welches mir sehr nahe gieng. Mein Gefehrte merkte einige Schwermüthigkeit an mir, und da er mich um deren Ursache, auf eine einnehmende Art, befragte, so trug ich kein Bedenken, ihm solche

zu eröfnen. Ich habe iederzeit die Art an mir gehabt, gegen meine Freunde aufrichtig zu sein, da ich hingegen bei andern viele Vorsicht im Reden beobachtete. Der Herr Sittlich erfreuete sich sehr darüber, und lobte mein Vertrauen, so ich auf ihn setzte. Er sagte, daß er mich nicht tadeln könne, daß ich eine so angenehme Person liebte. Aber er stellte mir zugleich meine Jahre, meine Umstände und andere Dinge vor, die mich verbänden, die Liebeshändel auf alle möglichste Weise zu fliehen. Da er wußte, daß ich auf Ehre sahe, und mich bestrebte, ein gutes Urtheil anderer Leute, von meinen Verhalten, zu erfahren, so grief er mich auf der schwächsten Seite an, und da er seine Reden sehr gefällig einrichtete, so wurde ich von dieser Liebeskrankheit geheilet. Darauf erzehlte er mir allerhand Begebenheiten, die so wohl Lehrreich waren, als mein Gemüthe wieder völlig aufheiterten.

Endlich kamen wir zu A*. an, wo ich mich einige Tage darauf in die Zahl der Studirenden aufnehmen liese. Wir miethe-ten uns ein ganzes Stokwerk, an einem Platze, wo man eine sehr schöne Aussicht hatte. So giengen wir auch bei einem berühmten Lehrer der Gottesgelahrheit zu Tische, der uns durch seine gelehrte und erbauliche Gespräche das gröste Vergnügen machte. Herr Sittlich war mit einem andern Lehrer schon ehedem bekandt, und wollte also diese Bekandtschafft wie-

wieder erneuren, und eheſtens denſelben beſuchen. Er ſagte zu mir, ich möchte ihn doch begleiten, und fügte hinzu, daß mir ein Umgang mit demſelben ſehr vortheilhafft ſein würde. Ich hatte ſchon viel Gutes von dem Herrn Profeſſor gehöret, und alſo machte ich mir ein Vergnügen daraus, ihn genauer kennen zu lernen. Wir lieſen uns bey ihm anmelden, und begaben uns ſo dann zu ihm. Ich kan die Höflichkeit nicht beſchreiben, womit er uns empfinge. Nachdem er ſich von Herrn Sittlich ſeine Reiſen und Begebenheiten, die ihm vorgefallen, berichten lieſe, ſo gab er ſich einige Mühe, meine Neigungen zu unterſuchen. Aus denen Fragen, die ich an ihn thate, mochte er wohl ganz geneigt von mir urtheilen, beſonders da ich eine groſe Liebe zu der Geſchichtskunde und denen Alterthümern blikken ließ. Vermuthlich führte er mich aus dieſem Grunde auch in ſeinen Bücherſal, der gewiß auserleſen und zahlreich war. Bei dieſer Gelegenheit ſprach er beſtändig von den Verdienſten der Edelleute gegen die Wiſſenſchafften, vielleicht in der Abſicht, mich dereinſt auf ihre Fußſtapffen zu leiten. So viel iſt gewiß, daß ich recht angefeuret wurde, was zu erlernen, welches ich auch, auf eine recht unſchuldige Art, dem Herrn Profeſſor zu verſtehen gab. Es vergnügte ihm mein Geſtändnuß. Er verſprach mir auf alle Weiſe zu dienen, erbote ſeine Bücher, zu meinen Gebrauch, und es war unvermuthet

Abend, da wir diesen gelehrten Mann, nachdem wir ihn baten, uns zu besuchen, verliessen. Nach Tische giengen wir um die Stadtthore spazieren, um so wohl die kühle Abendlufft zu geniessen, als auch eine gute Bewegung zu haben. Wir giengen also, und zwar entfernten wir uns weiter von A*. als wir geglaubet hatten. Da wir an einem kleinen Gehölze waren, höreten wir unvermuthet ein Schwizern einiger Degen, und entsetzliche Flüche, die aus ihren Thon uns der Anwesenheit einiger Bauren versicherten. Wir wollten gerne den Lärmen genauer ansehen, und naheten uns gegen eine Tieffe, wo ohngefähr 20. Bauern mit einigen Burschen im Handgemenge waren. Jene waren mit tüchtigen Prügeln, Treschflegeln, und noch andern dergleichen Instrumenten versehen; diese aber vertheidigten sich mit ihren Degen und Röhren. Beide Partheien waren muthig, aber die Musensöhne mußten der Gewalt ihrer Keule unterliegen. Da diese Waldteufel mit ihren hölzernen Tröstern, die gelehrten Messer bald lähmten; oder die Hände ihrer Führer entkräfteten, so sammelten sie die übrigen Kräffte in die Beine und zogen eiligst aus. Doch konnten sie nicht verwehren, daß mancher grobe Stab in ihre Beine flog, und manches Loch in die gelehrten Häupter brachte. Wie sie sich endlich an uns naheten, so meinten sie vielleicht, wir wären zu ihrer Hülfe angerükt, und wollten ihren Feind aufs neue

anfallen. Doch ihre Kräffte waren schwächer, als ihr Muth, und da die Bauern auf der Wahlstadt verharreten, so mochte vielleicht das Andenken ihrer Niederlage, die Lust, einen neuen Anfall zu thun, unterdrüken. Sie sahen ohnehin den Ueberwundenen, sehr ähnlich. Ihre Hände waren mit Beulen, so groß als Schröpfköpfe, versehen. Huthe und Peruken waren auch nicht mehr vollständig da, und diejenigen, deren Degen noch ganz geblieben, hatten solche wie türkische Säbel gekrümmet, und wie eine klappernde Vogelscheue an der Seite hängen. Sie erzehlten uns ihre Thaten. Sie sind in dem Dorfe ohne Bezahlung fortgegangen, und haben dem Wirth, da er sie mahnte, mit Schlägen gedrohet, und die Fenster eingehauen. Dieser rufte seine Nachbarn zu Hülfe, und diese wieder die ihrigen, die so bewehret, wie wir sie sahen, aus ihren Hütten hervorgekrochen, und auf unsere Herren losgiengen. Sie sagten, sie hätten zweimal die Bauren zurük getrieben, nur an dem Platze, wo wir sie ersehen hätten, waren sie vor Mattigkeit und Ermüdung vor ihnen geflohen. Aber vermuthlich hätten sie gesieget, wenn wir sie nicht erbliket hätten. Denn so konnten sie die Sache nicht anders vorbringen, als wie uns der Augenschein solche darstellete. Es kam ihnen sehr hart an, nach Hause zu gehen, weil sie ohne Zweiffel grosse Rükenschmerzen hatten, und wie wir nach

kamen,

kamen, so giengen sie in der schönsten Stille nach ihren Stuben. Herr Sittlich moralisirte nicht wenig über ihre Handlung, und da wir noch eine Pfeiffe Knaster anstekten, hatte er verschiedene Historien, von ähnlichen Fällen, erzehlet, und das Belachenswürdige derselben, sehr artig gezeiget.

So war der Anfang meines Studirens beschaffen. Die vernünfftige Freiheit die auf Akademien herrschet, und welche von dem Zwang nichts weiß, den uns der Wohlstand am Hofe und in der Welt machet, der Umgang mit weisen und gelehrten Männern, die Gelegenheit täglich seine Erkänntnüß zu vermehren, und viele andere Dinge, verursachten, daß mein Zustand nie vergnügter hätte sein können. Ich besuchte die Lehrstunden der geschikteſten Leute. Historie, Weltweisheit, Mathematik, und das Staatsrecht, nebst denen vornehmsten Grundsätzen der bürgerlichen Rechtsgelahrheit, waren meine Beschäfftigung. Dabei habe ich auch die Reitschule besuchet, und die Fechtkunst mit ziemlichen Fortgang erlernet. Ich nahme mir auch einen Sprachmeister im Italiänischen an, welches ich bald erlernte, weil ich der lateinischen und französischen Sprache kundig war. Da Herr Sittlich in allen diesen Dingen geschikt war, so konnte ich in der Wiederholung um so viel leichter fortkommen. Und also habe ich auch das Vergnügen gehabt, daß meine Eltern mit meiner Aufführung zu-

frie-

frieden waren, und mir beständig neue Proben ihrer Liebe und Gewogenheit ertheilten. Da meine Erziehung auch so eingerichtet war, daß mir allezeit eine heilige Ehrfurcht gegen GOtt und die Religion eingepräget wurde, so habe ich auch hier die Pflichten eines Christen, nach meinem Vermögen, beobachtet. Wie nützlich ist mir nicht diese heilsame Gewohnheit gewesen, da ich in die Welt kam, wo man fast nichts als den Namen der Religion weiß? Da ich die ausübende Weltweisheit, folglich die Sittenlehre und das natürliche Recht, erlernte, so habe ich mir so edle Begriffe von der Tugend gemacht, daß ich mich so lange vor unglüklich schätzte, bis ich wußte, daß meine Handlungen tugendhafft sein möchten. Herr Sittlich erfreuete sich ganz ungemein, wie er diesen Eifer, bei mir entdekte. Wenn meine Handlungen einige Scheintugend verriehten, so zeigte er meinen Irrthum, den ich mir gerne benehmen ließ, weil er die Art wußte, mir meinen Fehler verhaßt zu machen, ohne daß ich beleidiget wurde. Ich habe einige male zuviel getrunken, und dabei Ausschweiffungen begangen. Seine Klugheit ersetzte meine Fehler, und sie war es auch, die mir dabei die Gelegenheit benahm, meine Schwachheiten andern kund zu thun. Es schiene auch einstens, als wenn mein bisgen Wissenschafft Anordnung in meinem Gehirne anrichten wollte. Denn ich gewöhnte mir an, die Schrifften der Gelehrten

ten mit einem richterlichen Ansehen zu beurtheilen. Besonders wollte ich an den neuesten Streitschrifften zum Ritter werden. Bald tadelte ich die Schreibart, bald die Ausführung. Bald wollte ich Fehler wider die Vernunfftlehre, und ich weiß nicht was finden. Da stak ich immer in den Buchladen, und schiene eine Bibliothek anzulegen, als wenn ich ein Lehrer der Geschichte geworden wäre. Mein Fleiß wuchs augenbliklich, ich hatte kaum gespeiset, so lief ich nach den Büchern. Meine Gesichtsfarbe würde bleich, meine Augen ganz trübe, und ich flohe allen Umgang, weil ich beständig dachte, daß mich iemand besuchen und in meinem Fleiß stöhren würde. Ja, meine Kleidung fieng an ganz gelehrt auszusehen, weil mich der Augenblik reuete, den ich auf einen ordentlichen Anzug wenden sollte. Kam ich ia in Gesellschafft, so sprach ich pur gelehrt, und wenn ich zehnmal wußte, daß denen Anwesenden nichts Verdrüßlicher wäre. Die Stunden, die ich meiner Anleitung zu denen Wissenschafften, sonsten gewidmet, besuchte ich nun gar sparsam, weil ich meinte, ich wüßte schon so viel, daß mir ein Lehrer, eine unnütze Sache wäre. Wer konnte nun wohl Mißvergnügter über dieses Bezeigen sein, als Herr Sittlich? Ich kan nicht laugnen, daß ich einige Kaltsinnigkeit gegen mich, bei ihm wahrnahm. Ob ich gleich darüber bestürzt wurde, so ließ mir doch mein gelehrter Eifer, wenig Betrachtungen dar-

darüber anstellen. Wir hatten eben die schönste Jahrszeit, da er mir einen Spazierritt nach N*. vorschlug. Weil ich diese Art des Vergnügens sehr liebte, und ihn nicht beleidigen mochte, so entschloß ich mich, seinen Antrag zu folgen, besonders, da ich merkte, daß ihn an der Reise gelegen seie. Niemahlen hat mir wohl Herr Sittlich mehr Freundschafft erwiesen; als bei dieser Gelegenheit. Wie wir in N*. anlangten, so begaben wir uns in einen gewissen sehenswürdigen Garten, wo mein Hofmeister unter andern das Gespräch auf mich lenkte, und mich aufs Höflichste um mein Wohlsein befragte. „Wie, „sagte ich, soll ihnen dieses nicht bekandt sein, „da ich doch das Vergnügen habe, beständig „bei ihnen zu sein? Er seufzte, und blieb mir die Antwort schuldig. Ich wurde nicht wenig gerührt, ihn also zu sehen. „Was fehlt ihnen, mein Herr! sagte ich, und was soll „vermögend sein, ihnen in meiner Gegenwart „Seufzer auszupressen? Sie sind es selbst, „mein liebster Baron! sprach er, indem er „mich umarmte, ia, sie sind es selbst, fuhr er „fort, die mir dieses Geständnuß verursachen. „O, wann es an mir liegt, erwiederte ich, „warum verweilen sie auch wohl, meine Zärtlichkeit gegen sich rege zu machen? Sollte „es ihnen denn unbekandt sein, daß ich sie „liebe, daß ich sie hochschätze, und daß ich immer bereit seie, alles mögliche zu ihrer Beruhigung anzuwenden? Sie thun mir unrecht,

„recht, mein liebster Freund! daß sie meiner „Großmuth nicht mehr zutrauen, gesetzt auch, „daß es ihre Bescheidenheit nicht zugabe, ein„zusehen, was ich ihnen schuldig bin. Ent„deken sie mir, ich bitte sie inständig, entdeken „sie mir ihr Anliegen, und sehen sie sodann, „ob ich mich gerne den Pflichten unterwerfe, „die ich ihren Verdiensten schuldig bin! „Wie fröhlich bin ich nicht, versetzte er, in„dem sich sein Gesichte ganz aufheiterte, daß „ich solche Begriffe an ihnen entdeke, die ihrer „Geburt und Erziehung so würdig sein! Ja, „Ja, ich irre mich nicht, wenn ich die vor„theilhaftesten Meinungen, die mir iederzeit „ihre Klugheit und Edelmüthigkeit an die „Hand gegeben, vor gegründet erachte! Hierauf führte er mich bei seite, und erzehlte mir meinen ganzen Lebenslauf, den ich einige Zeit her geführt hatte. Er hütete sich sehr, mein Studiren lächerlich zu machen, aber es fehlte wenig, daß er das Kind mit Namen nennete. Hauptsächlich war er bemüht, mir einen vollständigen Begriff von der Lebensart beizubringen, die man in der Welt zeigen muß. Dennoch schonte er meinen Eifer zum Studiren noch so ziemlich, ob er gleich vieles dagegen erinnerte. Aber mit meinem Eigensinn, einsam zu leben, und mit der Nachlässigkeit, die ich in meiner Kleidung bliken liese, verfuhr er weit schärfer. Genug, ich versprach meine Fehler zu verbessern, da ich genug Scham besaß, solche zu erkennen. Wie wir

nach

nach A*. zurük kamen, so bewieß ich durch die That daß mir mein Versprechen Ernst wäre. Konnte es nun anderst sein, als daß eine kleine Veränderung in meinem Thun vorgienge? Man darf nicht denken, daß meine Liebe zu denen Wissenschafften abgenommen. O nein, sie war nun so beschaffen, daß sie gemäßigter und ordentlicher zu sein schiene. Ich gewöhnte mir auch an, mit einigen Studirenden Bekandtschafft zu machen. Meine Lebensart wurde also auch noch weit angenehmer, da ich mich den unschuldigen Reitzungen der Freundschafft überliese. Die Wahl dieser Freunde richtete ich so ein, daß ich, ehe ich sie können lernte, auf ihre Sitten Achtung gab, und sahe wie sie mit mir übereinkamen, oder nicht. Ehe ich mich aber in würkliche Bekandtschafft einließ, fragte ich Herrn Sittlich, ob er meine Meinungen billigte? Ich wieß ihn den Herrn von S*. und den Herrn T*., weil sie uns gegen über in dem Hörsal des Herrn Dr. R*. sassen, und sagte ihm, daß ich einen genauern Umgang mit ihnen suchte. Die Universität A*. ist so beschaffen, daß man wenig Aufmerksamkeit braucht, um eine vollständige Nachricht von diesem und ienen Studirenden zu erlangen. Also waren uns diese Herrn nicht unbekandt. Sie waren die besten Freunde. Sie besuchten fast eben diejenigen Lehrstunden, die wir hörten. Bei ihren Fleiß, den sie auf die Wissenschafften wendeten, waren sie

doch die ordentlichsten und lebhaftigsten Leute. Es war ihnen keine Art eines wahren Vergnügens unbekandt, und ihr Geschmak war viel zu edel, als daß sie sich nicht die anmuthigsten Tage machten. Bald ritten sie aus, um einige merkwürdige Dinge zu betrachten. Bald ergötzten sie sich an einer regelmäßigen Musik, die sie offt in den angenehmsten Gehölze hatten, und bald ritten sie in eine Gesellschafft, wo liebenswürdige Frauenzimmer zugegen waren. Bei diesen Ergötzlichkeiten, waren sie auch ungemein tugendhafft. Folglich waren es Leute deren Umgang mir nutzen konnte; und wenn sie auch keine andere gute Eigenschafften, als die Tugend, besässen hätten. Herr Sittlich und ich giengen nach S*. wo wir diese Herrn, bei einer Pfeife Knaster und einer Schale Kofee, antrafen. Auf Akademien ist es nicht Mode, daß sich Unbekandte die Pflichten des Wohlstandes erweisen; doch diese Herrn hielten davor, daß eine unartige Gewohnheit, keine Verbindlichkeit brächte, und baten uns auf das Höflichste bey ihnen Platz zu nehmen. Ihr Anerbieten war uns allzu angenehm, als daß wir es ausschlagen sollten. Wir brachten die Zeit sehr vergnügt hin, begaben uns mit einander nach Hause, und ersuchten sie bei unserm Abschied, uns zu besuchen. Kurz, sie versprachen uns dieses, und wir wurden nach der Zeit die vertrautesten Freunde. Der Herr von S*. war dem Frauenzimmer weniger ergeben, als

der

der Herr T*. Dieser hat uns oft ganze Stunden von seiner Marianne vorgeschwätzt, und sich über ihre Strenge beklaget. Einstens begleitete Herr Fittlich einen alten Freund nach S*. Wir waren also allein beisammen, und Herr T*. mußte mir, so sehr er sich auch widersetzte, seine Liebe zur Marianne, denn also nennete er sie, erzählen. Sie werden mir nicht übel nehmen, sagte er, wenn ich ihnen meine Person jetzo als die Lächerlichste vorstellen muß. Der Herr von S*. weiß schon alle Umstände, und es ist ihm nicht unbekandt, wie die Person beschaffen ist, von der ich reden soll.

Ich bin von Jugend an, mit der Marianne, eines angesehenen und reichen Mannes Tochter, umgegangen. Weil unsere Eltern sehr offt beisammen waren, und in guter Freundschafft stunden, so war ich fast beständig bei ihr. Nichts war mir lieber, als wenn ich meinen Schatz, so hieß ich sie, sahe, und ich gieng allezeit mißvergnügt von ihr weg. Unsere Eltern lachten über unsere Freundschafft, weil sie sehr zärtlich war, und ich meine Neigungen auf die unschuldigste Art bekandt machte. Sie hatte eine kleine Base bei sich, mit der sie einstens wegen eines Spieles zerfiel. Die kleinen Mädgen schalten einander, weil die andere über der Marianne Glüke im Gewinst, verdrüßlich wurde, und erwischten einander bei den Köpfen. Weil die eine stärker war, so hätte meine

Geliebte verlohren, wenn ich nicht eben dazwischen gekommen wäre. Das Weinen meines Kindes machte mich weichmüthig, und da ich die andere die Schläge verdoppeln sahe, so wurde ich so zornig; daß ich gleich auf sie zufiele, und ihr Mund und Nase blutig schluge. Sie fieng sodann ein grausames Geschrei an, und lokte die Eltern meiner Geliebten, herbei, denen ich meine und der Marianne Unschuld, und ihre Bosheit auf das Zärtlichste vortrug. Wir bekamen Drohungen und Lehren. Meine Schöne wurde immer gütiger gegen mich; allein ihr Alter brachte sie in die Umstände, daß unsere Vertraulichkeit auf einmal aufgehoben wurde. Sie ließ sich in Gesellschafften sehen, und ihre Schönheit und Putz bekamen allgemeinen Beifall. Von ihrer Tugend und Lebensart will ich nichts sagen. Der Herr von S*. wissen so schon, das man in unserer Heimat den Reichthum als den einigen Grund eines glüklichen Ehestandes betrachtet. Marianne hat ein gutes Vermögen; Wie sollte sie nun nicht Liebenswürdig sein? Es gibt eine Art Leute, die ein Recht zu haben glauben, andere zusammen zu kuppeln; und in meinem Vatterlande ist das Frauenzimmer sehr geschäfftig, ein Paar zu machen, sollte es auch nur in Reden und Gedancken geschehen. Ich zweiffle sehr, ob mancher Staatsmann im Projektmachen so glüklich ist, als diese sorgfältige Geschöpfe, in ihren Heirathsvorschlägen.

gen. Genug, die Marianne gab die schönste Gelegenheit, daß man in Frauenzimmergesellschafften, an ihrer Versorgung arbeitete. Der Herr Magister *N. N.* war ein junger Wittwer, und ein solcher Haußhalter, daß er nur alle Sonntag Kofee trank, und, wie man sprach, den Pfennig zweimal umwande, ehe er solchen ausgab. Seine Bedienung wurde auf eine geschikte Weise ausgerechnet, und seine Kapitale waren sehr wohl bestellt. Der Herr Einfalt war der beste Weibermann. Dergleichen Entwurffe wurden noch mehr gemacht, die ich ihnen nicht ohne Ekel erwähnen könnte. Sie mißbilligte sie zu meinen ungemeinen Vergnügen. Aber war ich wohl glüklich dabei? O nein, keinesweges. Da die Marianne die Augen der Leute beständig auf sich richtete, und die Mannspersonen ihr die niederträchtigste Ehrerbietung erweisen, werde ich nicht der geringsten Aufmerksamkeit gewürdiget. Ich war noch ein Schüler. Welcher geringe und elende Mensch! Wenn meine Eltern Gesellschafft hatten, so hatte ich die Ehre hinter den Stühlen zu stehen und Befehle zu erwarten. Sprach man von Dingen, die ich nicht wissen sollte, so hieß man mich mit einer Art meiner Wege gehen, die meine Eigenliebe sehr kränkte. Sollte ich nun in einer Zusammenkunfft, da meine Geliebte eine Hauptperson vorstellte, das Amt eines Bedienten vertretten? Meine Liebe riethe mir diese Erniedrigung, ob gleich mein Geist

dawider murrete. Da sahe ich nun den unendlichen Unterschied ein, den die Gewohnheit unter uns machte. GOtt! wie bald wird ein Frauenzimmer groß, da eine Mannsperson so lange im Staub liegen muß! Doch sie war immer Liebreich gegen mich, wiewohl mit einem Ansehen, daß mich immer meiner Tieffe erinnerte und meine Zärtlichkeit im Schranken hielt. Die zarten Wangen und unvergleichlichen Hände die ich so oft geküsset, waren ietzt so maiestätisch, daß ich geglaubt habe, ein einiger Kuß würde mir nun das Leben kosten. Endlich warf ich das Schulioch ab, und durffte den ersten Tag meiner Entlassung mich, mit einen gelehrten Schwerd umgürtet, ohne Gefahr, dem Volk zeigen. War es mir also zu verdenken, daß ich mit spanischen Schritten vor meiner Schönen Wohnung vorbey strich, und ihr durch meine Rüstung, meine glükliche Freilassung kund thun wollte? Zu allem Unglük hat sie mich nicht gesehen; doch hatte ich bald darauf die Freude, derselben meine Person in dieser veränderten Gestalt vorzustellen. Aber sollten sie wohl glauben können, daß sie wenig über mein Ansehen gerühret worden seie? Meine Eltern erwiesen mir nicht mehr Achtbarkeit, als vorher, da doch sonsten eine solche Veränderung dieselben etwas ehrerbietig zu machen pfleget. Also wurde ich noch nicht zu Gesellschafften gezogen, besonders wenn die Marianne zugegen war. Diesen Mangel ersetzte

ersetzte ich durch eine andere Bemühung, indem ich ihr fast allenthalben zu begegnen wußte. War sie in ihrem Garten, so spazierte ich allezeit prangend vorbei, und ich war so glüklich, fast immer gesehen zu werden. Sie hätten sehen sollen, wie verpflichtet meine Complimenten gewesen, und wie ich mich bei ihren Anblik entfärbte. Es war aber nicht genug, durch unermüdetes Lauffen und Herumirren, durch tiefe Vorbeugungen, schamhafte und erschrokne Mienen und d. m. meine Beständigkeit auszudrüken; ich wagte es endlich, nach tausend Schreken, ein demüthiges und verzweifflendes Schreiben an meine Geliebte abzulassen. Ich suchte alle Bewegungsgründe vor; meine Zärtlichkeit zu rechtfertigen, und sie durch mein Unglük und Drohungen eines geschwinden Todes, zu rühren. Die Dichtkunst hat so was Rührendes an sich, daß ich gedachte, mein Brief würde weit mehr würken, wenn ich ihn in Versen schriebe. Meine Regungen gaben mir Worte und Reime genug, und eine ziemliche Belesenheit in Romanen, gab mir Gedanken, von der Grausamkeit, Strenge, der Verzweifflung und dem Tode an die Hand, daß mein Brief bei nahe eine ganze Abhandlung geworden wäre. Wir baten den Herrn T*. uns diese Briefe lesen zu lassen, und wir glaubten alles von seiner Gefälligkeit zu erhalten. Aber warum wollen sie mich noch mehr beschämen, versetzte er, da sie solchen lesen wollen? Doch ich

habe ihren Befehlen schon so viel eingeräumet, daß ich ihnen auch hier gehorchen muß. Hier ist der erste, und hier der zweite. Sie mögen sich heute auf meine Rechnung nur immer lustig machen.

Ich konnte mich an diesen Briefen nicht satt lesen. Wenn ich einem ein Bild geben sollte, von denen Ausschweiffungen, die die Liebe, bei einem jungen und unerfahrnen Menschen machen kan; so wollte ich solche vorlegen. Doch waren die Verse gut, und drükten die Gemüthsbewegungen feurig aus. Wir baten den Herrn T*. diese Geschichte zu vollenden, und er fieng also zu reden an: Ich war, sagte er, besorgt, wie ich der Marianne das Schreiben einhändigen möchte. Sollte ich ihr Aufwartmädgen bestechen? Dieses versuchte ich darum nicht, weil ich gedachte, meine Neigungen hätten ruchbar, und eine Beschäfftigung witziger Gesellschafften werden können. Ihr solches selbsten zu übergeben, litte meine Furchtsamkeit nicht. Und wer weiß ob sie solches angenommen hätte? Also kam ich auf folgendes Mittel: Ich gienge alle Abend vor ihrem Hause vorbei, und bemerkte, das eine Magd die Fensterladen zu gewisser Zeit schlosse. Diese kannte mich, und also mußte ich mich so ankleiden, daß sie mich bei Uberreichung des Briefs nicht kennte. Das erstemal, da ich sie anreden wollte, lief sie wie vor einem Gespenste eiligst davon. Ich folgerte hieraus, daß mein Anzug, ihre Bestür-

stürzung verursachet habe. Ich kleidete mich also anderst, drükte ihr etwas Geld in die Hand, und sagte mit veränderter Stimme, daß dieses Schreiben der Jungfer N*. von einer Anverwandtin gesendet würde. Daß sie es ihr in Geheim einliefern sollte, und daß man ihr davor dankbar sein würde. Sie nahm mein Schreiben, versprach es richtig zu überbringen, und sie hat, wie ich erfahren habe, ihr Versprechen redlich gehalten. Eben da ich dachte, meine Qual würde durch eine gütige Antwort geendiget werden, mußte ich immer vergebens eine Beantwortung hoffen. Sie blieb würklich aus, und ich schloß, aus der Errötung meiner Schönen, wenn sie mich von ohngefähr sahe, daß der Empfang meines Liebesantrags diese tode Sprache verursachte. Ich verfiel in die tiefste Schwermuth, ia, ich begieng noch mehr Thorheiten, die mir die Gewalt der hitzigsten Leidenschafften an die Hand gaben. Der Herr von S*. beehrten mich schon damals mit ihrer Freundschafft, und da ich ihnen kein Geheimnüß aus meinen Flammen machte, so waren sie so gütig, und suchten mich aus meinem Labyrinth heraus zu ziehen. Sie zeugten mir so gründlich, daß es beinahe unmöglich wäre, bei meinen Jahren und Umständen, zum Besitz der Marianne zu gelangen; allein ob ich gleich dero Urtheil für wahr erkennen mußte, so war ich doch zu unvermögend, ihre Gründe anzunehmen, so angenehm war mir ein Irrthum;

der mir alle Gemüthsruhe raubte, und mich bei verschiedenen Personen lächerlich machte. Ich schrieb den zweiten Brief, den ich ihnen erst mitgetheilet habe. Eben da ich ihn zusiegeln wollte, besuchte mich Herr von M*. dem ich solchen vorlaß, weil er die ganze Sache wußte, und ein verschwiegener Freund war. Da ich ihn von meiner Liebe mehrere Nachricht gab, hörte mich meine Mutter, die mich belauschte, reden. Die Neugierde trieb sie dahin, daß sie, wie ich Herrn von M*. im Fortgehen begleitete, in meine Stube gieng, und sich des Schreibens bemächtigte. Bei meiner Zurükkunfft, rief sie mich zu sich, und stellte mir meine Schwachheit auf das Nachdrüklichste vor. Sie sagte, wie lächerlich mein Beginnen seie, und was ich für Schimpf zu gewarten hätte, wenn meine Thorheit entdeket würde. „Aber, erwiederte „ich hitzig, denken sie auch, daß es möglich „sei, daß ich die Jungfer M*. lasse. Nein, „nein, es wird mir lieber sein zu sterben, als „die tugendhafteste und reinste Liebe zu unterdrüken!„ So sehr sie ihren Verdruß bliken ließ, so wenig war es ihr möglich, bei meinen letzten Worten das Lachen zu verbeisen. Inzwischen nahm sie das Schreiben, und ich merkte aus einigen Bewegungen, daß sie dessen Untergang beschlossen habe. Ich riß es mit der größten Eilfertigkeit aus ihren Händen, und eilte damit an einen Ort, wo ich solches wegzuwerfen schiene, und sie hiermit befrie-

befriedigte. Ich ließ aber ein anders Papier fallen, hob den Brief sorgfältig auf, und brachte ihn auf die vorige Weise zur Marianne. Nun erhielt ich Antwort. Sie ist ohngefähr dieses Inhalts:

Mein Herr!

„Ich weiß nicht, ob sie mit mir zu Scherzen Lust haben, oder ob sie meine Gedult „mißbrauchen wollen? So viel ist gewiß, „daß ich ihre Briefe nicht anderst verstehen „kan. Nehmen sie mir nicht ungütig, wenn „ich keine weitere Erklärung begehre. Ich „verspreche ihnen niemand etwas davon bekandt zu machen, davor aber ersuche ich sie, „daß sie mich künftig mit dergleichen Räzeln „verschonen. Leben sie wohl!

Dieser Brief machte meinen Bemühungen ein Ende, ohne daß meine Liebe zugleich hätte verlöschen sollen. Es blieb mir noch immer eine gewisse zärtliche Empfindung übrig, die ich gar nicht unterdrüken konnte. Daher war es mir nicht ganz gleichgültig, als sich Marianne mit dem Herrn F*. versprach; ich nahm vielmehr einen Antheil daran. Dieser glükliche Liebhaber aber ist durch ein besonderes Schikſal, diesem schönem Frauenzimmer entrissen worden. Man sagte, daß sein Tod eine Wohlthat vor sie gewesen, und in diesem Falle werde ich mir nichts vor-

zu-

zuwerfen haben, wenn er mir nicht ganz unangenehm ist. Inzwischen verbietet mir doch ein kleiner Ehrgeitz, an eine Person zu gedenken, die meine Zärtlichkeit so wenig belohnet hat. Aber mein Herze sagt mir doch, daß dieser schöne Gegenstand immer einige geheime Triebe in mir hinterlassen werde. Ich werde mich daher vergeblich bemühen, dieselbe auszurotten, und ich weiß nicht, ob nicht einige Ungerechtigkeit dabei vorgehen müßte. Vielleicht wäre ich der Besitzer von ihrem Herze geworden, wann nicht der Zusammenhang meiner Umstände meinem Glüke widersprochen hätte. Eine kleine Erfahrung zeigte mir inzwischen, daß solche Dinge auſſer uns, auch einen grossen Einfluß in die Liebe haben. Da ich aber überzeuget bin, daß es über meine Kräfften gehe, diese zu überwinden, so würde ich sehr unvernünftig sein, wenn ich was mehrers suchen sollte, als die Irrthümer meiner Jugend zu verbessern.

Man wird aus dem Schlusse dieser Erzehlung, ein besonderes Muster von der Gewalt der Liebe, finden. Bei jungen Leuten ist eine solche Leidenschafft am meisten gefährlich, weil sie zu empfindlich und unerfahren sind, sich ihr entgegen zu setzen. Es muß in einem Menschen schwer fallen, wenn er sich eines Guthes beraubet siehet, welches er sich erwählet und vor vollkommen gehalten hat. Ich habe zwar anfänglich an der Macht, so schmeichelhafter Empfindungen, gezweifelt; aber

ich

ich habe nachgehends Leute von verschiedenen Ständen und Alter gekannt, die sich diese Leidenschafft überwältigen liesen. Da man sich überhaupt bei der Liebe so reitzende Vorstellungen macht, die einem eines verdrüßlichen Nachsinnens öffters überheben; so werden auch viele von derselben hintergangen; weil sie alle Gedanken verwerfen, die ihrem sinnlichen Vergnügen entgegen sind. Wenn sich also ein Mensch, einer liebenswürdigen Person überläßt; wenn er sich so viele Reitzungen an seiner Geliebten vorstellet, daß er sich überredet, seine Glükseligkeit hänge an einer Verbindung mit derselben ab; so gehört würklich eine grose Uberwindung darzu, wenn er so angenehmen Fesseln entgehen soll. Besonders muß es einem tugendhafften Gemüthe schwer fallen, wenn es siehet, daß die Zeit, gewisse Umstände und andere dergleichen Fälle, wider seine Neigungen streiten. Je edler also die Meinungen eines Menschen sind; desto mehr ist er auch den Anfällen einer Liebe ergeben, die ein Verehrungswürdiger Gegenstand erreget. Ja man findet, daß die weisesten Leute in solchen Begebenheiten, dem Schikſal Trotz bieten wollen, und in einen Eigensinn verfallen, der sie der Ordnung des Weltgebrauchs vergessen macht.

Aber ich vergesse mich beinahe durch solche Betrachtungen. Da ich fast drei Jahre in A*. zugebracht, so schrieb mir mein Vatter, daß er nun glaube, ich hätte, so viel mir nöthig

ware,

wäre, gelernt, und daß ich nach Hause zurükkehren möchte. Ich gestehe, daß eine solche Nachricht meinen Wünschen nicht vollkommen gemäß war. Denn was hätte meiner Zufriedenheit gleich kommen können, die ich auf der Akademie genosse? Bei einer vernünftigen Freiheit, und bei dem Umgang mit gelehrten Männern und schätzbaren Freunden, hatte ich täglich Gelegenheit an Verstand und Einsicht zuzunehmen, und alle Anmuth einer wahren Ergötzlichkeit zu genieſen. Derowegen entdekte ich Herrn Sittlich mein Mißvergnügen, und fragte ihn: Ob man wohl den Befehl meines Vatters nicht hintertreiben könnte, und ob man mir nicht erlauben würde, noch ein Jahr auf der Universität hinzubringen? Er schiene über diese Frage bestürzt, und fragte mich um die Gründe, die mir meinen ietzigen Auffenthalt so angenehm machten; daß ich bei dem Willen eines liebenswürdigen Vatters so unentschlossen wäre? Ich führte sie an, so wie ich gedachte; und also aufrichtig. Er wußte sie aber so zu entkräfften, daß ich ihm Recht gabe, und auf meine Heimreise bedacht war. Nachdem wir unsere Sachen in Ordnung gebracht, und von Freunden und Bekandten Abschied genommen, reiseten wir von A*. ab. Herr von S*. und Herr T*. begleiteten uns bis nach N*. und ich kan sagen, daß meine Traurigkeit zunahm, wie der Augenblik unserer Trennung herannahete. Unsere Freundschafft

mußte

mußte auch bei dem Scheiden zärtlich und rührend sein. Und wie grämte ich mich nicht, da ich zweiffelte, ob ich iemals meine Freunde wieder umarmen würde? So grausame Einwürffe machte mir meine Zärtlichkeit. Wir trennten uns, aber mit welcher Lebhaftigkeit, da ein heimlicher Kummer unsere Sprache hemmte, und die Thränen aus unseren Augen hervor drangen! Lebet wohl! schrie ich, indem wir einander in die Arme fielen, und hier war wieder alles stumm. Sie stiegen zu Pferde, wir setzten uns in unsere Kutsche, und auf eine so verwirrte und zärtliche Art, entfernten wir uns. So lange als es möglich war, uns in der Ferne zu sehen, suchte ich einen Trost ihnen nachzusehen, und sie thaten desgleichen, indem sie uns noch das wehemüthige Lebe wohl! zuriefen.

In meiner ersten Traurigkeit, war ich unvermögend Betrachtungen über das Veränderliche in denen Sachen der Sterblichen, vorzunehmen. Aber nun gedachte ich um so viel mehr daran, weil ich Trost darinnen suchte. Aber wie elend sind wir Menschen nicht, wenn wir so beständigen Veränderungen unterworfen sind! Diese berauben uns offt des Genusses unserer ganzen Zufriedenheit, und lassen uns nur einen neuen Theil unsers Lebens anfangen, damit wir aufs neue ihre Grausamkeit erfahren. Aber eben dieses sind die Mittel, gedachte ich, die die Vorsehung hat, unsere Glükseligkeit, von einer

künf-

künftigen weit vollkommenern zu unterscheiden. Wir sind Theilgen von dem ganzen Weltkörper, und die Veränderungen die sich im ganzen bei demselben zeigen, kommen bei uns nur allzumannichfaltig und zahlreich vor. So sehr nun dieses unsere Vollkommenheiten verringert, so sehr muß man doch die Wege der göttlichen Weisheit bewundern, die ihre heilige Absichten unter diesem Bilde bekandt macht. Doch alles dieses hat seinen Grund, da aber dieser von der Quelle alles Guten herkommt, so muß er uns doch zuträglich sein.

So ergabe ich mich der göttlichen Schikung, da mich der Gram, von den liebsten Freunden getrennet zu sein, auf eine allgemeine Betrachtung, der Veränderungen in unserm Leben, fallen liese.

Wir langten glüklich auf meiner Eltern Güthern an. Mein Vatter, meine Mutter, und alles empfieng mich zärtlich. Herr Sittlich wurde also von meinen Eltern angesehen, daß ich schliesen konnte, daß sie mein so glüklich geschlossenes Universitätsleben, größtentheils seiner Klugheit zuschrieben. Wir waren ihm würklich Dank schuldig, und mein Vatter fieng seine Erkänntlichkeit damit an, daß er ihm ein schönes Geschenk machte, und sich erbote, ihm zu einer guten Bedienung zu verhelfen. Er nahm alles mit Dank an, bat sich aber aus, nach seinem Vatterlande S*. zu verreisen, und verließ uns zu meinem grosen

Miß-

Mißvergnügen. Die vielen Proben seiner Ergebenheit und Freundschafft gegen mich, erforderten allerdings, daß mir sein Abschied nicht gleichgültig sein konnte. So viel ich von ihm vernahm, so waren seine Glüksumstände nicht die besten. Denn er hatte 5. Jahre auf Akademien von seinem Vermögen gelebt, und von seiner Mutter, die noch einige Kinder zu versorgen hatte, etwas zu verlangen, war seinem Gewissen zuwider. Ich wollte ihm also noch etwas weniges auf die Reise geben, ohne daß ich mit meiner Erkänntlichkeit prahlen wollte. Wie er seine Sachen Reisefertig machte, fande ich Gelegenheit, meine Börse unter seine Wäsche zu bringen, und ihn mit einigen Worten zu melden, daß er dieses, als ein Andenken einer Person, annehmen mögte, die ihn beständig ergeben bliebe. Meinen Namen habe ich verschwiegen, indem ich entzükt war Herrn Sittlich eine kleine Gefälligkeit erwiesen zu haben, welches mir meine Freigebigkeit sattsam belohnte.

Inzwischen befande ich mich bei meinen Eltern sehr wohl. Die benachbarten Edelleute und Freunde unsers Hauses, erwiesen mir alle Höflichkeit, und thaten alles mögliche mir Vergnügen zu machen. Daher stellten sie bald Jagden, Schiessen, Bälle und Spazierfarthen an, wohin sie mich zogen, und fast täglich neue Veränderungen erfanden. Die Herrn von W*. waren darunter am meisten bemühet, ihre Freundschafft gegen mich

bliken zu lassen, und der jüngste Herr von W*. richtete die vertrauteste Freundschafft mit mir auf. Er war nur wenige Jahre älter, als ich, und hatte sich schon einige Zeit in Straßburg und Frankreich aufgehalten. Unsere Meinungen waren in den meisten Stüken einig, nur daß er die Art an sich hatte, ein gewisses Vorurtheil, vor die Gesinnungen zu haben, die der meiste Theil erwählte. Aus diesem Grunde war er der Mode allzustark ergeben, und hatte einen ganz verdorbenen Geschmak, von guten Büchern. Sonsten war er ehrgeizig, verschwiegen, freigebig bis zur Verschwendung, und suchte auch bei den geringsten Leuten sein Thun beliebt zu machen. Der Liebe war er nicht sonderlich ergeben, und er konnte fast in einer Stunde ein Frauenzimmer lieben, und vergessen; der Zorn war ganz ausserordentlich hefftig bey ihm, und wenn ihn diese Leidenschafft bemeisterte, so konnte man nicht leicht ohne Beleidigung von ihn kommen.

So war ohngefähr mein Freund beschaffen, der mir auch darum angenehm war, weil er eben diejenige Lebensart ergreifen wollte, zu der ich mich bestimmt hatte.

Inzwischen machte man schon wieder Anstalt zu meiner Abreise. Mein Vatter hatte noch einige Freunde in Wien, die mir unter dem kaiserlichen Fußvolk eine Hauptmannsstelle auswürkten, welches zum Anfang was grbses war. Der Herr von W*. wollte

mich

mich nach Wien begleiten, und sich ebenfalls daselbst um eine Stelle unter den Soldaten zu bewerben. Unsere Reise war schon vest gestellt, als uns eine verdrüßliche Begebenheit aufstieße. Ich ritte einige Tage, ehe wir abreisen sollten, mit dem Herrn von W*. und einigen Bedienten und Jägern, in ein Gehölze, das dem alten Herrn von W*. zugehörte. Wir waren noch nicht weit geritten, als wir von ferne ein entsetzliches Geschrei eines Menschen höreten, den man ermorden wollte. Die Menschenliebe verursachte bei uns Mitleiden, und wir rennten Spornstreichs auf den Ort, wo diese klägliche Stimme erschallte. Wir sahen daselbst zwei Italiener mit einem Schwarm Räuber kämpfen, und schon einige Personen tod auf der Stelle liegen. Um GOttes Willen! verlassen sie uns nicht, wir werden erwirget, anfielen. Der Herr von W*. hatte eben einen getödet, als ihm ein Schuß, mit diesen Worten: Ich sterbe! zu Boden warf. Der vermeinte Tod meines Freundes machte mich wütig, daß ich die Wunde nicht fühlte, die mir einer eben versetzte, als ich mein Pistol auf ihn lösen wollte. Meine Bedienten, und die zwei Jäger des Herrn von W*. drungen sehr herzhafft auf diese Mörder ein, und ich und der eine Italiener unterstützten sie dergestalt, daß wir sie völlig verjagten, aber noch dabei meinen Bedienten einbüßten. So

bald wir die Mörder aus dem Gesichte hatten, und deren 6. theils getödet, theils verwundet, fiel ich auf meinen Freund, und wie vergnügt war ich nicht, da ich sahe, daß er die Augen eröfnete, und mit einem Schnupftuch seine Wunde bedekte. Leben sie noch, rufte ich, indem ich ihn allenthalben befühlte, und seine Wunde, so gut, als es möglich war, verbandte. Kaum war er mir vermögend zu antworten, aber aus seinen sterbenden und zärtlichen Mienen bemerkte ich wohl, daß ihn meine Aufmerksamkeit gefiele. Wir legten ihn auf des Italieners Wagen, wo derselbe schon seinen halbtoden Gefärthen hingestreket hatte, und nachdem ich meine Wunde besichtiget, und von keiner grosen Folge befand, so fuhren wir mit des Italieners Wagen auf das nechste Dorf, und liesen die Jäger mit den zwei verwundeten Räubern, die sie auf ihre Pferde banden, nachfolgen. Diese hatten die toden Räuber rein ausgeplündert, und eine gute Beute gemacht, die wir ihnen überliesen. So bald wir in dem Dorfe anlangten, liesen wir einen Barbier holen, der unsere Wunden verband. Der Herr von W*. und der verwundete Italiener, gaben ziemliche Hoffnung zur Genesung, als der Amtmann des Orts meinen getödeten Bedienten, auf meine Kosten, beerdigen ließ. Den Tag darauf erhielten wir einen erfahrnen Artzneiverständigen, der einen Chirurgum mitbrachte. Mein Bedienter mußte meinem Vatter

mei-

meinen Zustand berichten, und er kam mit meinem Bruder, in aller Eile, zu uns. Da er mich in den besten Zustand antraf, so wurde ich gar gut von ihm empfangen. Mein Bruder nahm auf das Liebreichste an unserer Begebenheit Theil, und nahm die Mühe auf sich, dem alten Herrn von W*. das Unglük seines Sohns auf eine gute Art zu berichten. Er kam gleich zu uns, als er diese Nachricht erhielte, und umarmte seinen Sohn mit Thränen, da er ihn so übel antraf. Er wollte ihn auf sein Schloß mitnehmen, der Medikus aber widerriethe es mit so guten Gründen, daß er sich entschloß, bei seinem Sohn so lange, bis er wieder das Fahren ertragen könnte, zu verbleiben, worinnen ich ihm Gesellschafft leistete. Der Italiener suchte sich inzwischen erkänntlich zu erzeigen, daß wir ihn aus den Händen der Räuber gerissen, und ich konnte es nicht verwehren, daß er unsern Bedienten kostbare Geschenke austheilte. Er war ein Handelsmann, der an teutschen Höfen, mit Galanteriewaren einen starken Verschluß hatte. Kurz zuvor, ehe er unter die Strassenräuber geriethe, hat er an einem gewissen Hof eine grose Geldsumme gelöset, und ist mit seinem Diener, der so stark verwundet wurde, durch diesen Wald gereiset, um nach Frankfurth am Mayn zu gehen. Sie waren mit guten Degen und Schiesgewehr versehen, als sie von denen Räubern angefallen wurden, aber sie wären gewiß umgekommen,

wenn wir sie nicht eben zu rechter Zeit errettet hätten. Da der Diener dieses Kauffmanns wieder hergestellet war, so reißten sie von uns ab.

Inzwischen wurde der Herr von W*. so weit gebracht, daß er wieder in die Lufft gehen durfte. Und also wurde der Tag unserer Abreise vest gesetzet, da man an seiner Genesung keinen Zweiffel mehr hatte. Wir reißten mit vielen Schmerzen von unsern Eltern ab, nachdeme wir gute Wechsel- und Empfehlungs-Briefe mitnahmen. Ich wüßte nicht, daß uns was merkwürdiges, auf unserer Reise, begegnet wäre, ob wir gleich manche berühmte Orte besahen, die aber schon genug bekandt sind. Wir kamen in Wien an, welche Stadt, als der Sitz so vieler Kaiser, aus dem oesterreichischen Hause, mit vielen tausend Fremden, die so wohl die Neugierigkeit, als auch Geschäffte, oder andere Gründe, dahin loken, angefüllet ist. Niemals sind wir vergnügter gewesen, als zu Wien. Nachdem wir diejenige besuchten, an die unsere Empfehlungsschreiben gerichtet waren, so hatten wir das Vergnügen, die vollkommene Würkung derselben zu empfinden. Die gute Art, womit mich der Graf von St*. aufnahm, war gewiß die erste Probe davon. Er hatte die Gnade vor mich, mich selbst meinem General vorzustellen, und wie erfreute ich mich nicht, als ich in dessen Person den Grafen von Bonneval antraf.

Die-

Dieser grose Mann empfieng mich so wohl, daß ich Ursach hatte mir dißfalls Glük zu wünschen. Er war in der That ein Mann, dessen erster Anblik meine Empfindlichkeit rege machte. Bei einer ungemeinen Höflichkeit verband er ein gewisses ernsthafftes Wesen, welches Ehrfurcht einflöset, und er drükte sich so frei und ungezwungen aus, daß man das gröste Vertrauen auf ihn setzen mußte. Es ist niemals ein General mehr geliebet worden, als dieser, und es hat es wohl keiner mehr verdienet. Nachdem er mich beurlaubte, so ersuchte er mich, daß ich ihn ia öffters besuchen möchte. Was hätte mir auch angenehmer seyn können, als die Ehre dieser Aufmerksamkeit, da mich meine Neigung bey der ersten Unterredung an ihn fesselte.

Inzwischen besuchte ich auch andere Standespersonen, um mich so wohl bey verdienten Leuten bekandt zu machen, als auch an der Ergötzlichkeit einer guten Gesellschafft Theil zu haben. Es gibt deren in Wien eine grose Menge, und es ist nichts leichters darzu zu gelangen, als wenn man von guter Geburt ist. Diesen Grundsatz hängen daselbst Personen vom Stande so stark an, daß sie diejenigen schlechterdings von ihren Umgang ausschliessen, die durch keine recht gute Geburt ein Recht darzu erlangt haben. Ich befande mich also öffters in Gesellschafften, besonders bey dem Fürsten von L*, wo die Zusammenkünffte sehr Zahlreich waren. Daselbst

war es, wo ich die Frau von H*. zu erst zu sehen bekam. Ihre Jugend und Annehmlichkeiten zoge ihr frühzeitig einen Gemahl zu, den sie aber bald nach ihrer Vermählung verlohr. Sie war schon ein Jahr Wittwe, als ich sie das erstemal sahe. Alle ihre Reitzungen waren im Anfange nicht mächtig genug, meine Leidenschafften zu erhitzen. Aber ich wurde bald etwas tiefsinnig. Ich beschäfftigte mich bloß in Gedanken mit der schönen Wittwe. War ich nun weit von der Liebe gegen sie entfernet? Der Fürst von L*. erwieß mir einst die Gnade, mich zu sich zu rufen, wo ich die Frau von H*. schon bey einer starken Gesellschafft antraf. Ich kam ihr eben gegen über zu sitzen. Ob ich wohl nun verschiedenes mit ihr hätte sprechen können, so that ich es doch weniger als iemals, obgleich daraus eben nicht zu schliessen war, daß mir ihre Nachbarschafft gleichgültig wäre. Sie mochte vermuthlich eine gewisse Einsicht in meine Verwirrung haben, die mir eben keinen Haß zuzoge. Aber konnte sie auch eigentlich sehen was in meinem Herze vorgieng? Ich hatte den Trost, es zu glauben, und ich betrog mich auch nicht. Nachdem die Gesellschafft sich in das Spiel vertheilte, so gewann ich Zeit meine reitzende Gebieterin zu unterhalten. Sie nahete sich zu einem Fenster, welches in des Fürsten Garten gieng, um daselbst Luft zu schöpfen; und dahin folgte ich ihr ganz zitternd nach. Sie hatte die Ge-

wogen-

wogenheit, über meine Verwirrung zu scherzen. Ja, sie wollte den Grund davon wissen. Hier muß nun allezeit die Liebe zum Grund einer allgemeinen Vermuthung dienen; es sei nun, daß man seine eigene Schwachheit zu sehr kennet, oder daß die Erfahrung darzu Gelegenheit giebet. So viel ist gewiß, daß man mir durch einen solchen Vorwurff nicht Unrecht that. Ich bekannte, so gut, als es eine Schamhafftigkeit zuließ, die mir bei dergleichen Umständen niemals unbekannt war. Meine Offenherzigkeit mißfiel nicht, und ich hatte Ursach zu hoffen. Vor allen befahl man verschwiegen zu sein, und es war mir so leicht zu versprechen, als in Erfüllung zu bringen.

Den andern Tag begab ich mich zu den Grafen von St*. wo ich den General von Bonneval antraf. Er verwieß mir meine Nachläßigkeit, ihn zu besuchen, und indem ich einige Verrichtungen vorschützte, versprach ich meine Pflicht, auf das Genaueste zu beobachten. Wie ich von diesen Herren Abschied genommen, begegnete mir unter Weges der Herr von W*. Ich hatte die größte Freude ihn zu sehen. Er hatte schon die Montur von dem C*. Regiment, unter welchem er Lieutenant worden. Nachdem wir uns nach Hauß begaben, so erzehlte er mir verschiedenes von seinen Umständen. Das Angenehmste war, daß er noch eine geraume Zeit bei mir zubringen würde. Denn es war

damals alles ruhig, und die Officiers lebten in der angenehmsten Ruhe, in denen Orten, wo sie ihr Schiksal oder Vergnügen hingeführet. Wir genossen eben diese Stille, und beschafftigten uns inzwischen mit guten Büchern und Gesellschafften. Unsere Freundschafft wurde immer genauer, und der Herr von W*. hatte wieder verschiedene gute Eigenschafften angenommen, die ich vorher nicht so vollkommen bei ihm bemerkte. Der Graf von Bonneval war immer mit mir zufrieden, und ich kan mir schmeicheln, daß seine Gewogenheit gegen mich, zunahm. Er unterredete sich beständig von Kriegs- und Staatssachen mit mir, und ich war so glüklich, ungemeinen Nutzen aus seinen Anmerkungen zu ziehen. Nichts war ihm angenehmer, als daß ich ein Freund von Büchern war, denn er beschafftigte sich mehr damit, als sonst Leute seines Standes zu thun pflegen. Er gab mir selbst noch eine mehrere Kanntnüß von guten Büchern an die Hand, und besserte meinen Geschmak. Ja er that mir die Ehre, zu sprechen, daß mich die Erfahrung, bei meinen Neigungen, zu einen guten Soldaten machen würde. Bei solchen Umständen hatte ich nichts zu besorgen, als wie ich mein Glük recht vest setzen mögte, da sich der beste Anfang dazu zeigte; aber meine Liebe zur Frau von S*. machte, daß ich meine Gedanken immer auf zwei ganz verschiedene Gegenstände richtete. Ich machte derselben meine Aufwartung, und wur-

wurde ungemein wohl empfangen. Es schien als wenn sie diesen Tag besonders hätte gefallen wollen, weil ich sie niemals Liebenswürdiger gesehen hatte. Sie merkte diesen Eindruk bey mir, und lächelte darüber. Ich nahm Gelegenheit, ihre Reitzungen zu bewundern, und man antwortete mir ganz ungezwungen. Die Frau von H*. war sehr schalkhafft bei meinen Liebeserklärungen, und zwang mir immer ein Bekänntniß ab, welches mehr rührend war. So viel ist richtig, daß ihr meine Schüchternheit etwas beschwerlich fiel. Sie war sehr lebhafft, allein meine Lebhafftigkeit wurde durch ihre Gegenwart gar sehr eingeschrenket. Meine Handlungen aber wurden bald freier, als ich entdekte, daß ihr dieses weit angenehmer war. Hierdurch wurde ich schon viel besser gelitten, und ihre Zärtlichkeit nahm sehr zu. Ich bezeigte ein Verlangen, ein anliegendes Cabinett zu besehen, dessen Schildereien mir von ferne in die Augen fielen. Die Frau von H*. eröffnete dasselbige, und ich bekenne, daß ich niemalen was schöneres gesehen habe. Es war alles mit solcher Zärtlichkeit eingerichtet, daß meine Sinnen ganz berauscht wurden. Diese Art von Entzükung war so reitzend, daß ich mich mit der Gräfin, auf eine Art eines türkischen Sopha, niederließ. In einem solchen Auffenthalt aller Wollüste, mit einer so schönen Dame, hätte ich aus Zärtlichkeit zerfliessen wollen. Meine Seufzer und Blike

ver-

verriethen meine hitzigen Neigungen. Ich konnte nicht widerstehen, und der allersüsseste Trieb warf mich in die Arme der Frau von H*. Es währte nicht lange, als wir in den genauesten Umarmungen die heftigsten Merkmale der Liebe bliken liessen. Niemals bin ich zufriedener gewesen, und niemals hat mein Herz der Frau von H*. seine Empfindlichkeit besser ausdrüken können. Wir schieden also mit der zärtlichsten Neigung von einander, und beredeten uns nechstens wieder zusammen zu kommen. Das zärtliche Wesen einer Gebieterin nahm mich so sehr ein, daß ich schon in meinem Zimmer war, ehe ich noch recht gedachte, daß ich nach meiner Wohnung zueilte. Der Herr von W*. scherzte sehr über meine Verwirrung, die meine Gedanken so sehr von den gegenwärtigen Dingen abzog. Hierauf entdekte er mir, daß er ein Schreiben von seinen Obristen erhalten, der ihn berichtet, daß er in 14. Tagen zu seinen Regiment abgehen sollte. Diese Zeitung war ihm überaus angenehm, wiewohl es ihm schwer fiel, mich zu verlassen. Allein es war sehr wahrscheinlich, daß unser Regiment ebenfalls aufbrechen würde, und wir machten den Schluß, uns so bald als möglich wieder zu sehen, wenn ia unsere Armee zusammen stehen sollte. Die Ankunfft und Abreise vieler Kriegsbedienten machte uns Glauben, daß nun einmal die Soldaten wieder ins Feld ruken würden. Wir betrogen uns nicht.

Mein

Mein General ließ mich zwey Tage darauf zu sich rufen, und sagte mir, daß eine starke Kriegsmacht unter der Anführung des Prinz Eugens nach Ungarn geschikt würde. Er gab mir zugleich Nachricht, daß ich mich binnen 14. Tagen im Stand setzen möchte, mit ihm abzureisen. Er wünschte mir Glük, daß ich nunmehr Gelegenheit haben würde, meinen Muth und Geschiklichkeit zu zeigen, und gab mir einige Anschläge meine Sachen einzurichten, die mir sehr vortheilhafft waren. Indem ich damit beschäfftiget war, reißte mein Freund ab.

Ich war allzusehr von der Frau von S*. eingenommen, als daß mir dessen Trennung nicht weniger hätte empfindlich fallen sollen. Mein General, der sich mit einer ihm angebohrnen Großmuth, meines Glükes annahm, redete dißfalls in solchen Ausdrüken davon mit mir, daß er bei nahe das ganze Geheimniß entdeket hätte.

„Ich will ihnen eben, sprach er, die Liebe „gar nicht widerrathen; es wäre zuviel vor „sie, wenn sie gegen das Frauenzimmer ganz „gleichgültig seyn sollten. Aber unsere Liebe „muß nicht so ernsthafft sein. Man muß sie „nur als eine angenehme Sache betrachten, „die uns unsere Bemühungen versüsset, und „einen Soldaten das aufgewekte Wesen der „Gesellschafft mittheilet. So bald sie uns „von unsern Geschäfften abhält; so bald sie

„uns

„uns ihr allein unterworfen macht; so bald „ist sie verwerflich, und denen Absichten zu„wider, die uns die Ehre und ein gewisser „Rang zu beobachten heisset. Sehen sie, „mein Herr! versetzte er, so sind meine Ge„danken von der Liebe, es würde mir ange„nehm seyn, wenn sie ihren Beifall erhielten. Meine Hochachtung gegen den Grafen von Bonneval war mit einer gewissen Ehrfurcht begleitet, die ihm die größte Macht über mein Herz einräumte. Ich nahm also seine Gedanken mit einer solchen Art an, die mir einige Lobeserhebungen zuzog. Aber dennoch verließ ich ihn kaum, als ich zu der Frau von Z*. eilte, und ihr meine Abreise ankündigte. Das Verdrüßliche, welches dabei an mir zu merken war, gab ihr genugsam Anlaß, von der Stärke meiner Liebe zu urtheilen. Und dieses bewog sie, mir so zärtliche Proben ihrer Zuneigung zu geben, daß ich im Stand gewesen wäre, in ihren Umarmungen meine Pflicht aufzuheben. Aber sie war viel zu edelmüthig, daß sie mir nicht selbst aus meinem Irrthum geholfen hätte. Sie stellte mir selbst meine Verbindlichkeit unter solchen Bildern vor, die meinen Ehrgeiz würklich anflammten. Ich sollte demnach nur noch einmal die Ehre haben, sie zu sehen. Und dieses war den Tag vorher, ehe ich mit den General Grafen von Bonneval abreißte.

Diese Trennung gieng mir sehr nahe. Die

Die Frau von H*. schien gleichfalls sehr gerühret zu sein. Sie that mir die Ehre an, mich zu umarmen. Ihre Augen schwammen in Thränen, und ihre Zunge war am wenigsten vermögend zu reden, da sie sehr beredt sein wollte. So verließ ich die schönste und liebenswürdigste Frau von der Welt.

Wir kamen bald in Preßburg an, wohin sich der meiste Theil der Officiers begab, indem noch nicht alle Regimenter beisammen waren. Ich besahe inzwischen diese Hauptstadt, die mir sehr wohl gefiel, und iedem bekandt ist. Sie war damahls sehr lebhafft, und man hörete immer einige Historchen, die mehrentheils von denen Officiers herrührten. Eine war ziemlich artig. Hier ist sie:

Ein Student von ohngefähr 22. Jahren, hatte sich in eines angesehenen Mannes Tochter verliebt. Weil er in dessen Hause die Stelle eines Hofmeisters verwaltete, so hatte er immer Gelegenheit seine Geliebte zu sehen, und ihre Gunst zu erhalten. Aber als ihr Umgang zu vertraulich wurde, so wurde solcher von des Frauenzimmers Eltern entdeket. Man suchte verschiedene Mittel hervor, diese Neigung in ihr zu unterdrüken. Keines aber war zulänglich. Sie stekten sie also in ein Kloster, und dankten den verliebten Hofmeister ab. Diese Geliebte aber blieb getreu, und der abgeschaffte Hofmeister be-

besaß ihre Gunst auch im Kloster. Man suchte aber ihnen die Gelegenheit, sich zu sehen, zu benehmen. Der Hofmeister merkte dieses, und wurde mit seiner Schönen einig, zu entfliehen. Er schaffte ihr Mannskleider, und brachte sie auf eine geschikte Art um Mitternacht aus dem Kloster, vermittelst einer kleinen Leiter, die er an die Garten Mauern des Klosters anlegte, bestieg und hinter sich zog, seiner Schönen sodann in den Garten hinunter ließ, und sie solchergestalt glüklich aus dem Kloster befreiete. Indem sie aber bei so spater Zeit auf der Gasse ergriffen wurden, nahm sie die Nacht-Wache, und setzte sie gefangen. Weil man aus ihren Aussagen nichts kluges heraus bringen konnte, so wurden sie beide zu Kriegsdiensten gezwungen. Mein General erfuhr ihre Geschichte, und war neugierig sie zu sehen. Also brachte man sie in ihrer Montur vor ihn. Er ließ sich von diesen schönen Soldaten alles erzählen, und wurde sehr vor sie eingenommen. Er that einen Versuch, um sie zur Rukkehr zu den Ihrigen zu ermahnen. Allein sie sagten, daß ihr Unglük also sehr zunehmen würde. Der Hofmeister wollte zwar seine Schöne selbst zur Rukkehr ermahnen, allein sie warf ihm hierbei eine Treulosigkeit vor, die er eben nicht begehen wollte. Sie sagte, daß ihr in seiner Gesellschafft

kein

kein Stand zu geringe wär, und daß sie von keinem Unglük wisse, wenn er ihr sein Herz gebe. Kurz, dem General gefiel diese Neigung, und er nahm den Hofmeister als einen Proviantmeister an, welcher Stelle er so wohl vorstunde, daß er mit seiner Frau ein recht angenehmes Leben führte.

Wir blieben nur noch zwei Tage zu Preßburg, als wir Befehl erhielten zur Armee abzugehen. Wie wir daselbst angelanget waren, so fiel einige Tage darauf das berühmte Treffen bei Temeswar vor, wo wir die Türken unter Anführung des Prinzen Eugen schlugen. Ich habe hernach in der Schlacht bei Belgrad gedienet, es hat sich aber vor mich nichts sonderliches ereignet, als daß mich in der erstern eine Mousqueten Kugel an dem Hals verwundet; welches aber von einer grosem Folge war. Die Beute, die ich dabei erhielte, wäre viel wichtiger, vor mich, gewesen, wenn meine Umstände und Gemüthsneigung solches gewunschen hätten. Mein General aber ist dergestalt verwundet worden, daß ich schon an seiner Aufkunfft verzweiffelte, welche doch, wider mein Vermuten, glüklich erfolgte. Andere Umstände will ich nicht anführen, zumahlen da man so viele Nachrichten von diesem Kriege hat.

Nachdem wir einige Tage in gröſten Überfluß lebten, so wurde ich mit einem Obristen von R*, abgeschikt, einige Wagen, die

uns Munition bringen sollten, zu bedeken. Kaum hatten wir das Dorf erreichet, wo wir die vorige Bedekung ablösen und die Wägen empfangen mußten, als wir mit einem greulichen Geschrei, von einem grosen Schwarm Türken, überfallen wurden. Wir stunden noch so ziemlich ordentlich da, allein unsere Leute waren schon sehr ermüdet, und die Anzahl unserer Feinde war gar ungleich stärker, als wir. Dennoch entschlossen wir uns zu einen Gefecht, ehe wir uns schimpflich ergeben wollten. Man ließ uns eben hierzu wenig Zeit, und gieng das Treffen ehe an, als wir es wünschten. Unser Obrister gieng mit einen solchen Muth auf die Feinde loß, daß sie würklich sich einigermassen zurük zogen. Aber da sich noch immer ein Haufe nach dem andern, aus einem Thal, zu ihnen schlug, so drangen sie aufs neue ein. Ob wir uns nun gleich über zwei Stunden wehrten, so wurden doch endlich die Unserigen, nachdem unser Anführer von einigen Spahis verwundet und vom Pferde gerissen worden, zum Weichen genöthiget. Ich hatte einen Hieb in die linke Schulter bekommen, welcher mich in einem wehrlosen Zustand setzte. Zwei alte Janitscharen brachten mich halb tragend in ein kleines Bauern Hauß, wo ich den Herrn von R*. tödlich verwundet antraf. Darauf sahen wir, daß unsere Feinde stolz sich zurükzogen, und einige von unsern Soldaten gefangen mit sich brachten. Die meisten haben

in

n dem Gefechte ihren Geist aufgegeben. Der Herr von R*. hatte vieles Vergnügen, mich bei sich zu sehen, und er bekannte mir olches in den besten Ausdrüken. Indem wir ns unterredeten, so kam der Artzt, der ihn erbunden hatte, zu ihm, und besichtigte seine Wunden. Die Freude, die er dabei bliken ieß, machte mir so gute Hoffnung, daß ich ei nahe die meinige vergaß. Solche war ben nicht so gefährlich, und wurde von die- m Artzte mit einigen Kräutern und Oel ver- unden, welches mir viele Linderung ver- haffte. Nachdem dieser sich von uns ent- rnet hatte, so traten einige türkische Offi- ers zu uns hinein, und sagten, daß wir den lgenden Tag aufbrechen würden. Der ne fragte mit trotzigen Geberden, in franzö- scher Sprache, was wir vor Landsleute? ie alt? und von welchem Stande wir wä- n? Wir antworteten darauf so, wie es die Wahrheit erforderte. Unsere Freimüthigkeit ißfiel denen Türken gar nicht, und wir wur- n, nachdem sie uns verliessen, mit einem eit bessern Essen, als zuvor, versehen. Ich dauerte nur den Herrn von R*. welcher gen der Reise, vor seine Gesundheit sehr sorgt war. Denn seine Schmerzen waren ch allzugroß, als daß er sich nicht vor einen uen Unfall hätte fürchten sollen. Inzwi- en brachte man den andern Morgen einen inen Wagen, der mit Stroh belegt war, f dem wir unsere Reise antraten. Ohnge-

sehr 500. Spahi begleiteten uns, welche die andere Gefangene in sich einschlossen. Wir langten in 3. Tagen in der Wallachei, sehr abgemattet, an. Denn wir hatten meistens wenige und schlechte Speisen, und wurden auf unserm elenden Gefährte sehr abgemergelt. Es wäre uns einigemal, da unsere Begleiter von uns entfernet waren, leicht gewesen zu entkommen, allein wir waren viel zu schwach, etwas solches zu unternehmen, und ich hätte um aller Welt Willen den Herrn von R*. in seinem schlechten Zustand nicht verlassen wollen. Wir stunden 8. Tage in einem sehr grosen Fleken still, da indessen unsere Begleiter wieder abgiengen; welche durch eine gleichmäßige Anzahl anderer Soldaten wieder ersetzet wurden. Der Anführer dieses Schwarmes war ein sehr grausamer und verwegener Mann, der über unser Unglük spottete, und uns unser Geld, so wir immer erhalten hatten, abnehmen ließ. Ich habe mit grossem Mißvergnügen gesehen, wie er einen von seinen Sclaven mit eigener Hand ermordete, ob er gleich weiter nichts verbrochen hatte, als ein Stüke Fleisch angenommen, welches ihn ein Bauer geschenket hatte. Wir machten daraus den Schluß, daß wir ebenfalls seine Grausamkeit würden empfinden müssen. Zwei Tage darauf erfuhren wir mit Schmerzen, daß wir uns nicht geirret hatten. Er hatte kaum vernommen, daß ich gehen konnte, so befahl er mit Ungestümm,

daß

aß ich von unsern Wagen absteigen sollte. Ich wollte mit einigen Zeichen zu verstehen geben, daß ich desselben noch nöthig hätte; aber meine Kühnheit wurde mit einigen recht derben Stokschlägen abgefertiget. Der redliche Herr von R*. ließ einige Zähren, über mein Unglük, fallen; allein sie müssen es nicht bemerket haben, denn er würde sonst gleiche Züchtigung erhalten haben. Mein Schmerz vermehrte sich, wie ich diesen kranken Mann verließ, und darzu sahe, daß an meine Stelle ein wilder Kerl kam, dem die Grausamkeit in der Stirne abgebildet war. Ich mußte also gehen, welches mir sehr mühsam war, und zudem mußte ich zufrieden seyn, daß man mich zusehen ließ, als meine Begleiter zu Mittag assen. Abends langten wir, sehr abgemattet, an einem Walde an, wo man einige Zelter aufschlug, darunter unsere Leute zu bringen sollten. Wir Gefangene mußten unter freiem Himmel, an einem Baum liegen, wo uns einige bewachten. Da traf ich den Herrn von R*. wieder an, der sich sehr schwach befand, indem es ihn eben so, wie mir ergangen war. Ich tröstete ihn mit allen Gründen, die mir das Christenthum und die Philosophie an die Hand gab. Dieser redliche Mann aber hatte so gute Känntniß von beiden, daß ihm mein Trost bei nahe unnöthig war. Die Anwendung aber, die er auf seinen Zustand machte, übertraf alles. Kaum hatten wir die grenzenlose Wege der Vorsicht

betrachtet, und die unendliche Absichten, die dieselbe auch in Auflegung der Qualen verborgen hält, so wurde dieser grose Geist ausserordentlich beruhiget. Ich folgte seinem Beispiele begierig nach, und wir waren so vergnügt über den Zustand unserer Seele, daß wir bei nahe die Schmerzen und das Elend des Leibes vergassen.

Hierauf genoß mein Freund, (ich werde den Herrn von R*. nicht mehr anders nennen) einen sehr sanften Schlaf, welcher vieles zu seiner Genesung beitrug. Kaum war der Tag angebrochen, so höreten wir einen grosen Lermen, und dieses war die Ankunfft derer Soldaten, die unsere Begleitung ablösen mußten. Der Befehlshaber davon hieß Ibrahim Judak. Sein Ansehen machte uns viele Hoffnung, denn er hatte eine treffliche Bildung, und war groß. Wie er das zweitemal uns besah, so befahl er uns Reiß und Wein zu reichen, nachdem wir ihn unsere Umstände hatten erzehlen müssen. Ich durfte wieder mit meinem Freund Gesellschafft machen, als wir aufbrachen. Dieser erholte sich dabey dergestalt, daß er in kurzem ausser Gefahr war. Da mir solches ungemein lieb war, so wurde mir dadurch schon einigermassen die Gefangenschafft leichter, weil ich sie mit einem so braven Mann theilen sollte. Meine Furcht dabei war nur, daß mir leicht ein Zufall meinen Freund rauben, und mich dadurch noch elender machen könnte. Man

wird

wird bald hören, was uns weiter erfolget ſei.

Nach einigen Tage Reiſen kamen wir zu Adrianopel an. Das Beſte was wir dabei hatten, war, daß Ibrahim Zudak noch immer unſer Befehlshaber war, denn die übrigen, ſo wir zuvor gehabt haben, mußten allezeit wieder nach Ungarn zurük gehen. Man beherbergte die Gefangene in einem hierzu beſtimmten Hauß. Wir mußten auch dahin, aber nach 2. Tagen ließ uns Ibrahim Zudak in ſein Hauß holen. Wir trafen ihn auf einem Sofa an, wo er eine Pfeiffe Tobak ſchmauchte, und einen Prieſter, nach unſerer Meinung, zur Geſellſchafft hatte. Er war ſehr gnädig, und ließ uns zu Eſſen und einen recht guten Kofee reichen. Dann ſagte er uns, daß er uns nunmehr wollte in ſein Hauß nehmen, bis Befehl von Conſtantinopel eingetroffen wäre, was man mit uns anfangen wollte. Er glaube, war ſein Wort, daß er uns hier ehe Wohlthaten erweiſen, und dasjenige, was ihm der allmächtige GOtt im Überfluß gegeben, könnte genieſſen laſſen. Wir dankten auf eine ſolche Art, wie es unſere Freude und Erkänntlichkeit haben wollte. Der Befehlshaber war damit zufrieden, und meldete, daß er aus dem Bezeugen, ſo wir ihm einander auf dem Wege erwieſen, unſere Gemüthsart billig und eines beſſern Schikſals würdig hielte. Wir hätten aber den größten Theil ſeiner Güte demjenigen zu dan-

ten, der eben bei ihm war, und den wir vor einen Geistlichen ansahen. Wir machten daher diesen ehrwürdigen Mann einige Höflichkeits Bezeugungen, welche er, nach unserer Art, sehr anmuthig, erwiederte. Dieser wakere Mann hatte das beste Ansehen. Sein weisser und sehr langer Bart, eine grose Leibes Gestalt, Minen die sehr Liebreich waren, und die Strenge sehr linderten, die aus seinem Thun hervorleuchtete, seine ansehnliche Kleidung und Beredsamkeit, flößten eine grosse Hochachtung gegen ihn ein. Er rühmte unser Bezeugen in dem letztern Gefechte, und legte unserer Freundschafft vieles Lob bei, welches mit so hohen morgenländischen Ausdrüken vergesellschafftet war, daß wir erstaunten. Er fragte dann nach unserm Alter, nach dem Lande, wo wir gebohren, und nach denen Aemtern, welche wir begleitet hatten. Wir antworteten auf diese Fragen so, wie es die Wahrheit erforderte. Dieses aber nahm uns Wunder, als er sich erkundigte, was wir vor einer Art der Glaubensgenossen zugethan waren. Unsere Beantwortung traf mit der strengsten Wahrheit ein. Aus seinen Reden schlossen wir, daß er eine mehr als gemeine Känntniß von der Christenheit habe. „O, „sprach er so dann, was haben nicht die Chri„sten vor schöne Lehren, wie lauter ist nicht „ihre Moral! wie blühen nicht bei ihnen die „Wissenschafften, und wie begierig sind nicht „daselbst die Leute, was rechtes zu lernen!

„Wie

„Wie glüklich wären wir nicht, wenn unser „Groser Herr, diese Dinge alle bei uns so „bekandt machen könnte! Aber es bleibt doch „dabei, daß die Christen auch Fehler haben, „daß auch solche gefährlicher sind, als wie „die unserige. Eine weitläufftige Erfahrung „hat mir dieses nur allzusehr bekandt gemacht. „Ich wollte auch andere Vorzüge der Chri„sten anführen, aber sie werden euch besser „bekandt sein, als mir. Wir werden ver„muthlich euch noch länger bei uns sehen, „daher werde ich mich schon noch weiter her„aus lassen!

Darauf ließ Zudak eine Mahlzeit bringen, die nach Art der unserigen nicht sonderlich, aber in der That doch sehr gut war. Nachdem wir diese eingenommen, wurde uns ein Zimmer angewiesen, wo wir unsere Ruhe finden sollten. Den andern Morgen waren wir in Zudaks Garten, wo wir Kofee und Tabak fanden. Murath, so hieß unser alte Unbekandte, war auch zugegen. Er lenkte, so bald wir eine Weile Kofee getrunken hatten, das Gespräch auf die Christenheit, und gab ihr sehr viele Lobsprüche. Aber, sagte er, „Mahomed hat auch so viel schönes ein„geführt, daß man ihn billig vor einen heili„gen und weissen Mann halten muß, obgleich „die Christen zu unbillig mit ihn verfahren. „Alles was Mahomed eingeführet, muß auf „das Strengste beobachtet werden. Bei de„nen Christen aber hat man die gemeine Mei-

„nung, daß es genug sei, den äusserlichen „Gottesdienst auszuüben, um die Folgen, „die aus einer Zwistigkeit, oder Trennung, „in Glaubens Sachen, entstehen, abzuwen„den. Da ist keine Zucht, oder Ordnung. „Wann man in eine Kirche kommt, so sollte „man glauben, daß es ein Ort sei, wo sich die „Leute in größtem Putze versammlen eine „Staatshandlung vorzunehmen. Ich habe „wenigstens, wie ich sie das erstemal sahe, „keine andere Meinung gehabt. Ich erstaun„te über den eitlen Stolz der Leute, die sich „da einfanden, über die unverschämte Klei„dung des vornehmen Frauenzimmers, über „die lächerliche Bükerlinge, Kleidung, und „Aufführung der Mannspersonen. Wie der „Geistliche anfieng, von heiligen Dingen zu „reden, so wurde allenthalben geplaudert, die „Manns- und Weibs-Leute redeten mit „Minen und Geberden gegen einander, und „die Jugend war sehr ausgelassen. Da habe „ich gesehen, wie die Leute beschäfftiget sind, „den Putz der andern zu untersuchen, und „mit wie vielen Veränderungen des Gesich„tes junge Leute, von beiderlei Geschlecht, ihre „Leidenschafft bei Untersuchung so viel präch„tig gekleideter Menschen, bliken lassen. Viele „schlieffen, bis sie bei Ende der Predigt, durch „das Gerausche derer, die von ihren Stüh„len aufstunden, erweket wurden. Die größte „Aufmerksamkeit der Leute war diese, daß sie „fast alle, bei Verlesung eines Zettuls, wo

„man

an vor Kranke und andere nothleidende
erſonen bat, begierig Acht hatten, und ſo-
unn mit forſchenden Worten, ieder von
inem Nachbar Erlauterung einholte. Die-
s habe ich, verfolgte er, bei den Chriſten,
i ihrem Gottesdienſt wahrgenommen.
ierzu kommet noch, daß ſie bei ihren Geiſt-
hen insgeſammt nicht auf die Vollkom-
enheit des Willens, auch nicht allezeit auf
ne brauchbare Geſchiklichkeit ſehen; ſon-
rn daß ſie ſolche ſo gar auf die Art in ihr
lmt ſetzen, welche ſie öffentlich in denen
ſten Geſetzen, ia, auf ihren Lehrſtühlen,
erfluchen; eben als wenn man GOtt hin-
rgehen könnte, oder als ob der gemeine
Mann nicht auch die geringſten Dinge be-
achtete. Ihre Geiſtliche dörfen öffentlich
ider die Gebote ihres GOttes ſündigen,
nd ihr Thun iſt doch eigentlich die Aus-
reitung ſeines Ruhms, durch Verkündi-
ung ſeiner vollkommenſten Tugenden. Eben
ieſe, ſind geitzig, welche täglich lehren, daß
lles Böſe vom Geitz herrühre; eben dieſe
ind wollüſtig, welche die Mäßigkeit lehren;
ie richten Zank an, da ſie die Sanftmuth
ühmen, und verunehren die Tugenden, die
ie ausbreiten ſollen. Es gibt leider! Men-
chen genug, die dieſes thun und laſterhafft
eben, aber das iſt unchriſtlich, daß man
Geiſtliche in einem Staat dulte, deren Le-
ensart denen Vorbildungen GOttes ent-
egen iſt. Was ſie mit der einen Hand

„bauen,

„bauen, daß reissen sie mit der andern wieder
„ein. Sie leben nicht nur ihrem Beruf zu-
„wider, sondern man lässet sie auch so leben,
„und häufet ihre Anzahl immer durch Er-
„wählung unwürdiger Leute zum Predigamt.
„Die Obrigkeit ist weit mehr bedacht, ihre
„Einkünffte zu vermehren, als solchen Män-
„geln ihres Staates abzuhelfen, und den-
„noch ists eine christliche Obrigkeit. Ihr
„Christen tadelt bei uns die Vielweiberei,
„und erlaubet doch Hurenhäuser zu unter-
„halten, und unterstützet so gar diejenigen, die
„an ihrem Fleisch sündigen, indem ihr ihnen
„gar keine, oder sehr geringe Strafen aufle-
„get. Euer Geitz ist daran Ursach. Eure
„Fürsten halten so wenig Eid und Treue, als
„ob sie gar von keinem GOtt wüßten, und
„eure Bediente brechen ihre Schwüre so leicht,
„als wenn es eine beschwerliche Ceremonie,
„und keine so wichtige Handlung wäre. Ihr
„erlaubet Mord und Todtschlag, um einer
„vermeinten Ehre halber, und dennoch ist
„dieses wider das Gebot eures so grosen
„GOttes. Eure Bedienten strotzen vor eu-
„ren Augen in Gold und Silber daher, und
„ihr wisset doch, daß sie öffters kaum so viel
„haben, daß sie ehrlich leben können. Ihr
„wisset wohl ihre Verbrechen, aber zum Theil
„wollet ihr nicht strafen, und zum Theil sind
„sie euch auch zu groß geworden. Ihr sehet
„auch öffters auf nichts, als auf eure Ge-
„burt. Ohne einiges anderes Ansehen, als

„die

„die Geburt, überhäufet ihr Leute mit Gü-
„tern, die nichts wissen, als das ihre Geburt
„adelich ist. Wer nicht diesen oder andere
„Vortheile bei euch hat, der kan sich nicht
„helfen. Es ist allezeit billig, daß man Leute
„vom Stand andern vorziehe, aber nur wenn
„sie ihnen wenigstens an guten Eigenschafften
„gleich sind. Dann stürzet ihr euch durch
„eure viele Soldaten; denn damit nehmet
„ihr die besten Leute vom Feldbau und an-
„dern Arbeiten weg, die als Soldaten faul-
„lenzen, und sich mit dem Schweiß der Elen-
„den lustig machen. Nichts ist schändlicher
„als ein Müßiggänger. Denn damit fangen
„alle Laster sich in den Menschen einzuschlei-
„chen an, und wenn sie ausbrechen, so glei-
„chen sie einen Strom, der aus seinen Ufer
„getretten, und mit unsäglicher Mühe kaum
„zu mäßigen ist. Diese verderben eure Töch-
„ter und Söhne, machen die Dieberei, Hu-
„rerei und Verführung gemein. Ja, man-
„cher Tropf wird in seiner Boßheit gestärket,
„daß er seinen Vorgesetzten mit dem Solda-
„tenstand drohet, und denselben wohl gar, als
„eine Deke seiner Laster und Schandthaten,
„ergreifet. Soldaten sind allerdings grose
„und erhabene Leute, sie sind aber in Friedens-
„zeiten sehr schädlich, denn sie führen ärgere
„Feinde in unsere Länder, als diejenigen sind,
„die man mit gerechten Waffen allezeit be-
„siegen kan. Die Barmherzigkeit und Men-
„schenliebe wird auch gar wenig bei euch aus-

„ge-

„geübet. Ein armer Reisender muß bei euch „alles höher bezahlen, als wie es der gesetzli„che Werth bestimmet hat. Eure Bedien„te werden zum Theil, als wie die Sclaven „gehalten, ia, ich weiß, daß es viele Sclaven „bei uns weiter bringen, als eure freie Dienst„botten, ob ihr uns gleich dißfalls zu Bar„baren machet. Die Pflichten, gegen un„vernünfftige Thiere, sind bey euch ganz un„bekandt, und euer Gesetzbuch will doch auch, „daß sich ein Gerechter seines Viehes erbar„me. Ich habe die Erfüllung davon bei euch „niemals wahrgenommen, es sei denn, daß „ihr euch gerecht haltet, wenn ihr eure Got„teshäuser mit einer Menge Hunde betretten „lasset. Ein ieder berüket den andern, und „der ist der Klügste, der seinen Nechsten mit „Worten verringert, der es aber in der That „bewerkstelligen kan, der ist reich. Ihr lebet „unter einem erleuchtendem Gesetz, aber euer „Thun ist gesetzloß; es wird auch die Welt„weisheit und andere Wissenschafften löblichst „getrieben; aber euer Wandel ist unordent„lich und ungerecht. Euer Gesetz will, daß „ihr euch liebet, es wird aber niemand mit „euch auskommen, der nicht den Satz an„nimmt; daß ieder ein Betrüger sei, und „solchen so lange, bei einer ieden Sache be„hauptet, bis sich das Gegentheil sonnenklar „ergiebet. Es verbietet allen Betrug, und „wo gehen alle Diebsgriffe mehr im Schwan„ge, als bei euch? Handels Vortheile,

„Hand-

andwerks Vortheile, allerhand Erfindun-
n, Geld zu verdienen, die von denen her-
hren, die sich eurer Thorheiten zu bedienen
ssen, sind bei euch nur allzu üblich. Wie
nge streitet man offt nicht, bis man mit
nem einen Handel trifft, und der ganze
rund ist, daß einer den andern betrügen
ill. Der eine trägt es mit seinem Gewerbe
f eine Theurung an, der andere wartet,
s der dritte in Umstände gesetzet wird, das
Seinige, mit Verlust, zu veräussern. Dar-
is zeiget sich eure Liebloßigkeit, die euer
eisses Gesetze verdammet. Die Gesetze,
e ihr gebet, gehen meistens so obenhin, und
ruhen auf einer falschen Staatskunst.
Damit gehet es euch wie denen Aertzten,
e bei äusserlichen Schäden die innern ver-
ssen, und dadurch die Krankheit immer
efährlicher machen; oder wie denen Welt-
eisen, die mit einem Schlusse fertig sind,
)e sie das Vorhergehende gründlich einse-
en. Die Aufrichtigkeit, die Wahrheit,
ie Redlichkeit, alle diese Dinge, höret man
i euren Kirchen und Schulen auf das
Schönste darthun, aber in eurem Wandel
)erden sie zum Gespötte. Aber euer Ge-
tze schärfet sie aufs Nachdrüklichste ein.
Ihr haltet vielmehr den vor aufrichtig, der
in Schwätzer ist; den vor wahrhafftig, der
uren Meinungen Beifall gibt; und den vor
edlich, der eurem Nutzen, weil er der Sei-
ige ist, alle seine Pflichten aufopfert. Ihr-

„rer rechten Gestalt nach, spottet ihr über sie, „und es ist eine grose Sache, wenn man die „Anhänger dieser Tugenden nicht vor ein„fältig, grob oder unartig ansieht. Ein „Schmeichler, ein Witzling, ein Lügner, ein „Stadtplauderer, ein Mode Narr, sind „Leute, die euren Beifall haben. Es ist bei „euch fast eins, ein Christ, und in den Augen „der Welt ein Narr zu sein. Aber es gibt „Leute, die sich nicht scheuen, mit der Larve „eines Christen zu prahlen, ihren Nechsten „zu verurtheilen, weil er glüklicher und ange„sehener, als sie, ist. Leute, die jeden mit „Sittensprüchen aus eurem Gesetzbuch über„lauffen, die die Religions-Pflichten auf das „Strengste ausüben, und unter dem Gebet „einen Juden abfertigen, und nach der Kirche „alle neue Kleider bis auf die geringste Falte „zu nennen wissen. Diese machen sich aus „allen ein Gewissen, daß aber ist das Wenigste, „ihren Erlöser aufrichtig zu dienen. Solche „Leute sind noch ärger und gottloser, als die „ruchlosesten Lotterbuben. Wo ist der Fürst „der sein Volk liebet, und die Regeln GOt„tes zum Muster der Seinigen nimmt, ꝛc. „Mithin ist kein Volk, das seinen Gesalbten „liebet. Wo sind Martyrer, die um die „Wahrheit ihr Blut vergiessen lassen, und „aus Hoffnung der Zukunfft selbst der Hölle „Qual verachteten? Wo sind Bedienten, „die das Wohl ihres Oberherrn aus reinen „Absichten suchen? Die mit dem Ihrigen

„ver-

ergnügt, ihren Eid und Pflicht nach, um-
nst Gerechtigkeit ausüben? Wo sind
inder, die ihre Eltern lieben? Eltern, die
re Kinder bloß GOtt und durch ihn dem
emeinen Wesen heiligen? So macht ihr
, ihr Christen, und lasset anderen, die ihr
erschmähet, eure Greuel beseufzen?

Nachdem Murath dergestalt die Laster
Christen beschrieben, so wunderte mich
stens die grose Känntniß, von einer Sa-
, die ich bei einem Türken nicht gesuchet
te. „Allem Ansehen nach, bist du lange
der Christenheit gewesen? sagte mein
reund! du würdest sonst keine so genaue
insicht, in die Sitten der Christen, haben.
a, war seine Antwort, und ich will euch
eine ganze Geschichte erzehlen, damit ihr
sto ehe davon urtheilen könnet.

Geschichte des Murath.

) bin von Damascus gebürtig. Mein Vat-
er war ein Handelsmann, von grosen Gü-
ern. Ich war der älteste von 4. Brüdern,
ie meine Mutter zur Welt brachte, und
ie nun alle unter denen glükseligen Bür-
gern des Himmels sind. Die Neigung,
ie mein Vatter zur Handlung hatte, ver-
ot ihm keinesweges, meine Art zu geden-
en, frei zu lassen. Ich war von meiner
Jugend an sehr neugierig; ich wollte alles

wissen. Daher war ich denen Leuten sonderlich zugethan, die mir etwas erzehlten. Nichts war mir angenehmer, als der Umgang mit einem Derwisch, Namens Ilhou. Dieser wußte mir beständig etwas zu sagen, und gab mir selbst Bücher zu lesen. Ich trieb diese Sache nicht lange, so wurde schon allenthalben von meiner Gelehrsamkeit geredet. Die angesehensten Leute machten sich eine Ehre daraus, wenn ich sie besuchte. Meine Wissenschafft bestunde aber in der Theologie, Philosophie und Geschichtskunde. Nebst diesem war mir das Arabische geläufig, und die französische Sprache, welche mir ein Sclave in meines Vatters Hause lehren mußte. Dieser Mensch war mir bald recht angenehm, und ich liebte ihn so sehr, als ich den Ilhou verehrte. Mein Sclave mußte mir Bücher verschaffen, welche auf meine Kosten, durch ein holländisch Schiff, anlangten. Es waren lauter Bücher, die in die Gottesgelahrheit und Kirchengeschichte gehörten, und bald darauf bekam ich auch philosophische und andere recht artige Schrifften. Ich fragte offt den Ilhou, was ich bei diesem oder ienem Zweiffel anzufangen hätte, und sein Rath gieng allezeit dahin, das Gute zu behalten, und das Böse zu verwerfen. Dahero ermahnte er mich, mein Lesen mit einem fleißigem Gebet zu verbinden, damit die göttliche Erleuchtung mei-

meiner Schwachheit zu Hülfe käme. Diese hat mich auch ohnstreitig erhalten. Denn ich habe gar abscheuliche Irrthümer gefunden. Nebst meinem Studiren gieng ich fleißig spazieren, um mit fremden Kauffleuten zu reden. Wann ich einen fand, so befragte ich um alle Umstände seines Vatterlandes, und dadurch entstund bei mir eine grose Begierde, in die Christenheit zu reisen. Ich mußte aber vorher nach Constantinopel, woselbst ich in der Schule des grosen Solymans, 5. Jahre mein Studiren fortsetzte. Darauf starb mein Vatter. Dieses nöthigte mich nach Damascus zurük zu kehren. Ich überließ meinen Brüdern die Handlung, und bedunge mir nicht mehr Vermögen, als ich nöthig hatte. Ich begab mich auf das Land, wo mein Lehrer Ilhou wohnte, und lebte in gröster Gemüthsruhe mit ihm. Wir waren fast nie getrennet. Ausser daß wir viele Zeit anwandten, GOtt aufrichtig zu dienen, und unserm Nechsten zu einem rechtschaffenem Leben anzuführen, waren wir sehr neugierig die Christenheit genauer kennen zu lernen. Ilhou sagte, ich sollte dahin reisen, allein ich wollte ihn nicht verlassen. Er fuhr fort in mich zu dringen; aber ich stellte mir diese gefährliche Reise nur desto betrübter vor, weil ich meinen Freund verlassen sollte, dessen Alter und die Entlegenheit mir wenig Hoffnung machten

ten ihn wieder zu sehen. Endlich ließ ich mich doch bewegen, und trat in ein holländisches Schiff, welches mich glüklich nach **Holland** brachte. In diesem herrlichen Land habe ich die lateinische Sprache erlernet, und in **Leiden** einige im Türkischen und Arabischen unterwiesen. Ich kan sagen, daß es mir recht angenehm war, so viele Sachen zu sehen, die mir unbekandt waren, zumahlen ich auch bei denen Gelehrten in gutem Ruhme stund. Nachdem ich eine Zeitlang in Holland gewesen, so reisete ich nach **Frankreich**, wo ich wieder viele unbekandte Sachen antraf. In **Paris** hat mir ein gelehrter Mann, der in Constantinopel einige Zeit sich aufgehalten hat, viele Ehre erwiesen. Die Sitten derer Franzosen gefielen mir eben nicht, und ihre Geistliche und Kirchengebräuche noch weniger. Der prächtige Hof, die Lustschlösser, die Bibliotheken, und alles was in Paris sehenswürdig ist, habe ich angesehen. Nach Verlauf eines Jahres gieng ich über **Calais** nach **London**. In **Oxfort** habe ich einen Mann angetroffen, der in morgenländischen Wissenschafften hoch erfahren war. Er hat mir einige Bücher, die er davon geschrieben, verehret. Wie ich daselbst genugsam bekandt war, reisete ich wieder nach Holland, wo ich abermals ein Jahr in **Amsterdam** zubrachte. Sodann gieng ich nach **Hamburg**, und von da nach

Leip-

Leipzig. An diesen Ort traf ich einen Kaufmann aus Smirna an, der mich kannte, und mir Geld vorschoß. Wie ich das erstemal einen gewissen Gelehrten daselbst besuchte, so wollte bey meiner Ankunfft im Hause, alles von mir fliehen, so sehr erschrekte sie meine Kleidung. Ich gab dem Kaufmann von Smirna einige Bücher mit, die er bis nach meiner Zurükkunfft bei sich behalten sollte, welches auch richtig geschehen ist. Kaum hatte ich hier alles schöne in Augenschein genommen, als ich nach Wittenberg und Halle, wo ich ein halb Jahr blieb, abgieng. Hierauf ward Jena mein Auffenthalt. Als ich hier genug hatte, reisete ich nach Straßburg. Hier hielte ich mich nicht lang auf, sondern ich war begierig nach der Pfalz zu gehen, wo ich, insonderheit zu Heidelberg, durch die Unterredungen mit einem gelehrten Mann, eine ziemliche Wissenschafft von der Religion der Christen erhielte. Von da aus reisete ich nach Franckfurth, und dann ferner nach Nürnberg, an welchem Ort ich die weise Einrichtung des Staatswesens, und andere Sachen mit Vergnügen betrachtete. Dieses verursachte, daß ich mich länger daselbst aufhielte, als ich anfänglich gedacht hatte. Der Umgang mit Gelehrten und Kaufleuten gab mir sehr viele Vortheile an die Hand, die ich sonst nicht würde genossen haben, und verschaffte mir

Gelegenheit, tausend merkwürdige Dinge zu sehen. Von da aus besahe ich auch andere merkwürdige Orte, bis ich sodann nach Bayern, und von da aus, nach Wien kam. Diese letztere Reise war mir um vieler Ursachen willen nützlich, denn ich lernte unter andern, diejenige Christen, die man Catholiken nennet, genauer kennen. Daß befremdete mich aber gar sehr, daß ein Geistlicher mich mit solchen Eifer, zu seiner Religion bekehren wollte, daß er, als ich ihn mit glimpflichen Worten von der Unzulänglichkeit seiner Gründe ein Bekänntniß ablegte, mir einige Grobheiten erwieß. Da ich von der Gewaltthätigkeit dieser Leute schon vorher benachrichtiget worden, so vertrauete ich meine Sorgen einen guten Freund, der mir aber sagte, daß meine Furcht ungegründet wäre. Ich lebte also wieder ganz ruhig, und wurde sehr verwundert, daß mir der Pater einstens unvermuthet einen Besuch gab. Die Versicherungen, die er mir von seiner Reue gab, ia, eine allzu einnehmende Abbitte, wegen seines mir erwiesenen Unrechtes, womit er ein besonderes freundliches Betragen verknüpfte, hätten mir einigen Verdacht in seine Aufrichtigkeit beibringen sollen. Er zeigte mir aber dem ohngeachtet, bald hernach, daß ich in groser Gefahr stünde, mein ganzes Glüke, ia, mein Leben, zu verliehren, wenn ich nicht bei Zeiten die catholische

Reli-

Religion ergreifen würde. Er riethe mir also, ie eher, ie lieber, nach Italien aufzubrechen, wohin ich von Wien aus zu reisen gedachte. „Damit ihr aber, sprach er zu mir, keinen Verdrüßlichkeiten ausgesetzet seiet, so werde ich euch dem Pater Christalti, einen grosen Gelehrten, anbefehlen, dessen Ansehen und Umgang euch Ehre und Sicherheit schaffen wird.„ Da ich einmal das Schreiben erhielte, so reisete ich würklich nach Italien, und traf sehr frühzeitig in Rom ein. Die Neugierde, diese Stadt recht kennen zu lernen, nahm mir so viele Zeit weg, daß ich bei nahe des Paters Schreiben hätte liegen lassen. Ich kam einstens in Gesellschafft einiger französischen Officiers, die sich mit Erzehlung ihrer Begebenheit ergötzten. Diese nöthigten mich auch meine Geschichte vorzubringen. Wie ich auf den Brief an den Pater Christalti kam, so sagte ein Hauptmann: „übergebet mir solchen, ich werde Sorge „tragen ihn zu bestellen.„ Aber so bald er ihn hatte, rieß er das Siegel ab, und entdekte das gröste Bubenstük von der Welt. Es wurden mir darinnen allerhand Verbrechen, wider die catholische Religion, zur Last geleget, und den Pater, als Mitglied der Inquisition, gebetten, mich in Sicherheit zu bringen. Man kan nicht sagen, wie sehr mich diese Schandthat betrübte, und ich dankte es denen französischen Officiers

mit der Hand, daß sie mich aus einer so grosen Gefahr errettet hatten. Der Hauptmann, der das Schreiben erbrochen hatte, sagte sodann, daß er gleich einen solchen Griff vermuthet habe, und warnte mich, den Pater Christalci, ja, allen Geistlichen, aus den Augen zu gehen. Ob ich nun gleich alle Vorsicht deswegen anwandte, so wurde ich doch einstens aus meinem Bette in ein greuliches Gefängniß abgeholet. Weil aber einer von meinen Wächtern des vorigen Tages einen Mord begangen hatte, so wurden wir noch unter Weges von einer starken Wache umringet, welche diesen gefangen nehmen sollte. Da sich aber meine Begleiter wehrten, und hitzig hinter einander geriethen, so verliehe mir GOtt Gelegenheit, mich aus dem Staub zu machen. Die Angst, die ich dabei ausgestanden, verdoppelte sich, wenn sich nur etwas bewegte, und ich schäzte mich glüklich, als ich in ein kleines Hauß hinein kriechen konnte. Wie ich da hinein gieng, so wurde mir ein Zimmer geöfnet, wo ich etliche prächtiggekleidete Frauenzimmer antraff, die sich sehr leutselig gegen mich bezeugten. Als man aber darauf allerhand Speisen und Getränke auftrug, und in einem Nebenzimmer eine ungemein reizende Musik aufgeführet wurde, so kam mir dieser Aufzug so wunderbar vor, daß die Frauenzimmer ein lautes Gelächter auffschlugen. Man nöthigte

mich

mich sodann zum Essen, und man bothe mir andere Lustbarkeiten, mit einer solchen Frechheit an, daß ich erstaunte. O GOtt! was hatte nicht dabei meine Ehrliebe und Scham auszustehen! denn nun merkte ich erst, wo ich mich befande. Darauf erschienen 2. Mannspersonen, deren ieder ein Frauenzimmer ergrif, und mich höflich ermahnte, die dritte zu nehmen. Ich konnte nichts anders als dieses thun, und diese lasterhafte Person empfieng mich mit denen feurigsten Küssen. In dieser grosen Ungewißheit, da ich aus einem Elend in das andere verfallen sollte, wußte ich mir nicht zu helfen. Ein ausserordentlicher Zufall befreiete mich aus der Gefahr. Als ich von denen 2. Kerls angefrischet worden, bei meiner Gesellin zu schlafen, so hatte ich den ungezwungenen Einfall, sie ganz spöttisch zu ersuchen, mir hierinne vorzugehen. Der Vorschlag wurde angenommen, und nachdem sie, wie sie sagten, niemand zu ärgern, die Thüre verriegelten, so folgte mein Nachbar meinen Antrag. Wie er etwas erhizt an seine Stelle zurük trat, so trank er aus einem grosen Glasse, Wein, und reichte seinem Gesellen, der eben sehr durstig, und in einem achtlosen Zustand war, einen Schluk, welches meine beede Herren in einem tiefen Schlaf legte. Die Frauenzimmer liefen eilend nach Wasser, sie zu erquiken, und ich sagte meiner Gebieterin, daß ich nun könnte

dasienige Vergnügen genieſen, welches ich hofte, und daß nur noch die Gegenwart der anderen Damen Verhindere wären. Allein man riſſe Thüren und Fenſter auf, und gab mir Gelegenheit eiligſt aus dem Loche zu fliehen, welches ich auch ſo glüklich veranſtaltete, daß ich mit Anbruch des Tages in meinem Wirthshauſe anlangte, und nachdem ich meine Sachen durch meinen Bedienten zu einen von den franzöſiſchen Officiers tragen ließ, durch deſſen gute Anſtalten in zwei Stunden ſchon von Rom abziehen konnte. Der Herr Hauptmann von Crewal, gab mir ſeine Begleitung einige Meilen, und glaubte, daß ich in einem H* H*. geweſen, und die Kerls, als Erzdiebe, ſich mit einem, mir gemünzten Schlaftrunk, hintergangen hätten. So wenig es mir auch glaublich ſchiene, daß ſich ſolche Spizbuben betrügen ſollten; ſo gewiß ſehe ich es als ein Werk der Vorſicht an, welche uns offt zu der Zeit beſchützet, da ſie unſere Feinde demüthiget.

Hierauf verließ mich der großmüthige Herr von Crewal, welchen ich mit vielen Thränen meinen Schmerz zu erkennen gab. Ich habe bisher noch keine Gelegenheit gehabt, ſeine Freundſchafft, vor mich, zu erwiedern; aber meine Erkänntlichkeit wünſchet nichts mehr, als demſelben weſentliche Dienſte zu erzeugen. Damit ich aber meine Erzehlung fortſetze, ſo ſage ich euch, daß ich ohne weitere

re Verdrüßlichkeiten, in Venedig an-
ngte. Die letztere Begebenheit zu Rom,
achte mir einige Furcht, länger in andern
alieniſchen Ländern zu verweilen, dahero
) denn in dem freien Venedig die ange-
hmſten Früchte der Sicherheit einerndete.
Keine Abſichten dabei waren, das Staats-
eſen dieſer Republik recht kennen zu ler-
n, aber ich hörte bald, daß die Venetia-
r nicht gerne davon reden; zu geſchwei-
n, daß ſie einen ſollten ſelbſt dazu Anlei-
ung geben. Ich laß Bücher, die von der
epublik handelten; aber ob ſie gleich in
rer Art gut waren, und von Gliedern des
aths ihren Urſprung hatten, ſo fande ich
och dasjenige nicht, was ich ſuchte. Es
ar mir alſo nichts übrig, als daß ich meine
ufmerkſamkeit auf diejenige Dinge wand-
, ohne welche ein Staat nicht beſtehen
an. Da man dadurch die Gründe, nach
elchen derſelbe handelt, ſehr wahrſchein-
ch einſehen kan; ſo war es mir nicht mehr
ſchwer, dieſe mächtige Stadt kennen zu
rnen. Ich ſetze nichts hinzu, als daß man
olche bewundern muß, und wenn gleich
inige Sachen ungeraumt, oder lächerlich
u ſein ſcheinen, weil ſie, als Folgen einer
anz andern Regierungs Form, nothwen-
ig verſchieden ſein müſſen; ſo wird doch
ein Vernünftiger ſolche Dinge belachen,
b ſie gleich anderſt ausſehen, als diejenigen,
o er an ſeinem Vatterlande, oder an andern

Staa-

Staaten gewohnt ist. Man merke dieses deswegen, weil man offt über die Staatshandlungen unsers Reiches spottet, ohne doch den rechten Grund eingesehen zu haben; welches diejenigen wohl unterlassen, die Verstand und Billigkeit besitzen. Die Pracht der Stadt Venedig kommt im übrigen mit dem Ruhm ihrer Besitzer vollkommen überein. Eine blühende Handlung, und also ein groser Reichthum, macht ihr vieles Ansehen; aber vermuthlich häuft dieses die Schwelgerei und ausserordentliche Wollust, die an diesem Orte unmässig im Schwange ist. Der sonst so löbliche Senat suchet dieses Unwesen so wenig zu unterdrüken, daß man bei nahe glauben sollte, daß es eine von ihrem Staatsabsichten seie, solches zu unterhalten. Ich will mich hier nicht weiter aufhalten, denn ich würde meine Erzehlung allzu lange machen, wenn ich meine Gedanken, von diesen Dingen, mit einmischte. Nach Verfliessung vieler Zeit gerieth ich in die Bekandtschafft unsers Gesandten zu Venedig, welcher mich nöthigte ein Zimmer in seiner Wohnung zu beziehen. Dieses verschaffte mir die Bekandtschafft dieses Ibrahim Zudak, der in eben der Absicht, als ich, die Christenheit kennen zu lernen, sich in des Gesandten Gefolge nach Venedig begab. Wir verwandelten unsern Umgang gar bald in die beständigste Freundschafft,

die

ie nichts als der Tod unterbrechen soll. Als ich nun solchergestalt meinen Endzwek genugsam erreicht zu haben schiene, wurde ich von dem liebsten meiner Freunde, dem Ilhou, gebetten, meine Zurükkunfft zu beschleunigen, welches ich nicht so leicht gethan hätte, wenn nicht sein inständiges Anhalten den betrübten Argwohn erweket hätte, daß ich vielleicht meinen Freund nicht mehr lange besitzen würde. Der Gesandte ermahnte mich selbst abzureisen, als ich ihn des Ilhou Briefe zeigte. Ich reiete dahero mit Büchern und andern Sachen wohl versehen, mit einem venetianischen Schiffe nach Aleppo ab, nachdem mir vorhero der Bassa und Judak ihre unverbrüchliche Freundschafft versprochen hatten. Die Gnade GOttes ließ mir diese Reise ohne einigen widrigen Zufall zurükkegen, und lieferte mich in die Arme meines Freundes, welcher mich in Aleppo erwartete. Da ich so vielen Gefährlichkeiten entgangen, so viel nützliches gelernet, und mein Vatterland, meine Brüder, meine Freunde und meine Anverwandte, alle vergnügt und glüklich antraf; so wußte ich kaum die göttliche Güte genugsam zu preisen, daß sie mich Elenden so vieler Wohlthaten gewürdiget hat. Das Andenken so vieler Sachen, die ich in der Christenheit gesehen hatte, machte mir das süsseste Vergnügen, und ich hatte davon die angenehmsten Unterre-

dun-

dungen, mit meinem Freunde Ilhou. Da ich nun wiederum in dem besten Zustande lebte, so hatte ich mir eben nicht vorgenommen, denselben zu ändern. Meine Verrichtungen waren einzig der Religion und Tugend gewidmet, weil ich dergestalt dieses Leben schon glüklich zu machen gedachte. Ich unterrichtete dahero Unwissende in der Religion und andern Wissenschafften. Irrende suchte ich zur Wahrheit zurük zu bringen, Uneinige zu vereinigen, hauptsächlich aber meine Lehren mit meinem Wandel zu bestärken. Dieses machte mich dermassen beliebt, daß ich bei sehr vielen Leuten Rathgeber, und in Streitigkeiten Schiedsrichter sein mußte. Dahero gieng mein Bestreben dahin, solche Aemter mit einigen Nutzen zu behaupten. So viel weiß ich auch, daß mich GOtt gewürdiget hat, durch meine Arbeiten Gutes zu thun. Das Vergnügen, welches meine Seele, bei Betrachtung einer Probe meiner Lehren fande, war so groß und so einnehmend, daß ich mein ganzes Glüke darnach abmaß. Meine Wohnung aber hatte ich nicht in Damascus, sondern eine Stunde davon, auf dem Lande, nicht weit von meinem wertheſten Ilhou. Meine Brüder wollten mich zwar bei sich haben; aber mir war es weit verträglicher auf dem Lande zu wohnen, weil ich daselbst meine angefangene Lebensart ruhiger fortsetzen konnte. Das

Hauß,

Hauß, das ich bewohnte, war zwar nicht prächtig, aber so angenehm und so bequem eingerichtet, als es nur immer sein kan. Ich wurde öffters von allerhand Leuten besuchet, und man erfreuete sich wieder, wenn ich zu iemand kam. Im Sommer pflegte ich, wenn ich mein Gebet, mit Aufgang der Sonne, verrichtete, in einem Gehölze den Morgen in Betrachtung heiliger Dinge hinzubringen, und die übrige Zeit meinen Verrichtungen abzuwarten. GOtt hatte mich auch mit solchen Gütern gesegnet, die meine Umstände ungleich übertrafen. Meine Brüder und Anverwandte waren ebenfalls in den besten Umständen, und also konnte ich meine Gelder gröstentheils zum Nutzen meiner Brüder, ich verstehe aller bedürftigen Menschen, die es verdienten, anwenden. Ich bin eben nicht sonderlich ehrgeitzig, aber mein Zustand gab mir ein vollkommenes Vergnügen, weil ich mit Ehre überhäuffet war. Daher gedachte ich gar nicht meine Einsamkeit zu verwandeln, worzu mich doch mein Entschluß triebe. Ich war täglich in dem Hause des Mulei Zadi, eines ehrlichen und frommen Mannes, der ein wichtiges Amt von der hohen Pforte begleitete. Dieser gute Freund von mir hatte eine Tochter, die sowohl tugendhaftig, als schön war. Diese war mehrentheils zugegen, wenn ich den Mulei besuchte, obgleich dieses bei uns nicht gewöhnlich ist, daß

daß das Frauenzimmer mit Männern in Gesellschafft ist. Meine Reden, und die Beschaffenheit meines Gemüthes, gefielen ihr überaus, daher sie mir sehr ehrerbietig begegnete, und ihre Liebe offt zu verstehen gab. Ich war nicht entschlossen, eine Frau zu nehmen, und also suchte ich die Liebe eines Frauenzimmers eben nicht zu gewinnen. Aber Thenaga, so war ihr Name, gewann mein Herz. Ihre Art zu gedenken, stimmte ganz und gar mit der Meinigen, überein. Sie war überdieses schön, und das Kind eines schätzbaren Freundes. Ihou billigte meine Liebe, denn ich ließ mich durch mein Ansehen nicht blenden, den Rath eines so weisen Freundes zu verschmähen. Meine Brüder wollten nichts mehr, als dieses, und Mulei und Thenaga, waren ohnehin auf meiner Seite. Auf diese Weise bekam ich eine liebenswürdige Frau, und empfande, daß mein Glük nun weit schöner und süsser geworden. Denn was ist schöner, als wenn man durch die Wege, die GOtt haben will, mit einer tugendhaften Frau verbunden ist? Diese hat ein Herz, welches unsere Schmerzen süß aufnimmt und lindert; diese nimmt an unserm Wohl einen solchen Antheil, daß wir sehen, wie sich dasselbe vergrössere, indem sie ihr eigenes darinn findet. Alles, was uns angenehm ist, macht ihr Freude, und sie lindert unser Mißvergnügen, indem

sie

sie die Last tragen hilft. Wenn wir uns in einem Vergnügen befinden, so wird daſselbige durch das Ihrige vermehret. Wenn wir einen Spaziergang machen, so wird solcher durch ihre Gegenwart angenehmer. Wenn wir uns auf einer Reise befinden, so wird in unserer Abwesenheit, die Wirthschafft auf das Beste geführet, und wenn wir wieder in das Unserige kommen, so erquiket uns ihre zärtliche Bewillkommung. Wenn wir unsere Geschäffte ermüdet niederlegen, so erweket uns ihre liebreiche Beschäfftigung, uns zu gefallen. Sie giebet uns Kinder, die uns ähnlich sind, und sie ist auch bemüht dieselbe zur Ehre GOttes, und zum Dienst des gemeinen Besten, zu erziehen. Sie stehet an unserm Krankenbette, und thut offt durch ihre wachsame Sorgfalt mehr Gutes stifften, als alle Kräffte der Artznei-Mittel. **Es wäre mir unmöglich, alle die Schönheiten, einer angenehmen Ehe, zu erweisen, die mir die** göttliche Gnade hat genieſen lassen. Die Erfahrung davon aber ist mir allzusüß, als daß ich euch meine Leidenschafft hätte verschweigen können. Mein so vergnügtes Leben aber wurde nun mit vielen Unglüksfällen, unterbrochen. Mein liebster, mein treuer Ilhou starb! Ich halte hier inne, um der Seele dieses Freundes einige Thränen zu schenken. Hier hielte Murath lange still, wandte sich an ein Fenster, und

hub seine Augen weinend gen Himmel. Nach Verflieſſung einer halben Stunde aber fuhr er also fort: Ihou hat mich auch in meinem Eheſtand nicht verlaſſen. Er iſt in meinem Hauß und in meinen Armen verſchieden. Ich vergaß mich ganz bei dem Schmerze, den mir sein Tod beibrachte, und meine Frau beweinte ihn mit der zärtlichſten Wehmuth. Denn sie hatte ihn bei nahe so sehr geliebet, als ich; nicht nur allein, weil er mein Freund war, sondern auch, weil sie von seiner Frömmigkeit gerühret worden. Mittlerweile erfreuete mich die Geburt eines Sohnes, welchen meine Frau glüklich zur Welt brachte. Aber nun wurde erſt mein Elend vollkommen. Damaſcus wurde auf einmal mit einer erbärmlichen Seuche heimgeſuchet. Dieſe groſe Stadt war ſchon zum Theil ausgeſtorben, ehe man Anſtalten machen konnte, dem Ubel zu ſteuren. Die Aertzte wandten ihre Kunſt vergeblich an, oder wurden ſelbſt hingeriſſen. Einige getraueten ſich nicht denen Kranken ſich zu nähern, und ſie konnten doch dem Tode nicht entrinnen. Ich, und meine Frau, waren eben in der Stadt, bei meinen Brüdern, als das Ubel angieng. Anfänglich machte es nicht viel Aufſehen, wie es aber überhand nahm, ſo wurde von Conſtantinopel Befehl ertheilet, niemand aus der Stadt zu laſſen. Wir blieben alſo bei meinen Brüdern,

)ern, die in einem Tag vor unsern Augen)inſturben. Ich wär ſchon krank, und ge-)achte gar nicht mehr an mein Leben. Das unaufhörliche Sterben, das Schreken der Leute, die Beſchäfftigung, Todte zu begra-)en, deren man immer ganze Wagens)rachte, und das Winſeln und Heulen de- rer Lebendigen und Sterbenden, konnte einen in die äuſſerſte Furcht ſetzen. Meine Frau wär zu meinem Troſte geſund, da ich glaubte, daß der Anfang zu einer ewigen Trennung mit mir würde gemachet werden. Aber ich wurde unvermuthet beſſer, wozu meiner Frau unerſchöpfliche Sorgfalt, das Meiſte beitrug. Dieſe aber mußte ſich ſtatt meiner legen, und iſt durch einen grauſamen Tod in weniger als 24. Stunden aus mei- nen Armen geriſſen worden. Ich ſchrie, ich weinte, ich lief zu Jadi, um ihn meine Noth zu klagen, aber ſein Hauß war ganz offen wie ich hinkam, und ſagte mir ein ſter- bender Slav, daß man eben den Jadi be- graben hätte, und daß ſein ganzes Hauß ausgeſtorben wäre. Voll Wehmuth und Erſtaunen eilte ich wieder nach Hauß, wo man ſchon meine Frau weggetragen, und zur Ruhe gebracht hatte. Bei dieſer ſchar- fen Strafe GOttes ſchiene alles zu Grunde zu gehen; bis endlich nach 12. Tagen die Leichen immer weniger wurden. Darauf hat ſich die ganze Seuche in einer Zeit von 14. Tagen geleget. Es wurde aber noch

niemand, unter einem Monat aus der Stadt zu gehen, erlaubet, während welcher Zeit dann die Leute wieder ganz schüchtern aus ihren Wohnungen hervorgekrochen.

Wie aber alle Furcht, wegen dieses Übels, verschwunden war, so begab ich mich wieder nach meinem Landhause, wo ich meinen Sohn gesund antraf. Dieses arme Kind, vermehrte immer das schmerzliche Angedenken seiner liebreichen Mutter, und machte mir dadurch meine Schmerzen wiederum rege. Ein halbes Jahr verlohr sich ganz unvermerket, ehe meine Seele in die gehörige Ruhe gesetzet wurde. Wir haben selbst in uns eine gewisse Leichtsinnigkeit, die uns, wenn sie ihren rechtmäßigen Lauf hat, eine schätzbare Wohlthat der göttlichen Vorsorge ist. Unser eigenes Herz wafnet sich stillschweigend wider den Unmuth, der uns durch die Länge unerträglich fallen müßte. Vermuthlich hat eben dadurch die Vorsicht, wie in allen Dingen, unser Wohl bevestigen wollen. Die Betrübtniß über den Verlust meiner liebsten Frau, war also gemäßigter, und konnte meiner Ruhe und Sorge, vor die Erziehung meines Sohnes, nicht mehr schaden. Es war auch eine grose Erleichterung meiner Einsamkeit, als mich einstens Zaduk unverhofft überfiele. Dieser redliche Freund hatte von Jerusalem, woselbst er sich in dem Dienste der hohen Pforte befand, eine Reise zu mir gethan.

than. Er machte mir das Vergnügen, 3. Monate bei mir zu bleiben, und trug nicht wenig zu meiner völligen Genesung bei. Nach Verlauf dieser Zeit mußte ich mit ihm nach Jerusalem reisen, wobei ich die Orte, welche der Heiland der Menschen, mit seiner allerheiligsten Gegenwart verherrlichet, in denen erbaulichsten Betrachtungen besuchte. Wie ich ihn wieder verließ, so war meine ganze Beschäfftigung, meinen Sohn wohl zu erziehen. Ich habe auch sehr grose Freude an ihm erlebet, und sehe ich ihn dermahlen als Cadi zu Damascus, wo er mehr geliebet, als gefürchtet wird. Ich führte meine vorige Lebensart noch 18. Jahre, ohne einigen betrübten Zufall, fort. Mein Sohn nahm in allen Guten zu, und wurde genöthiget, ein Amt nach dem andern zu übernehmen. Aber das Verdrüßlichste war mir, daß ich die ganze Zeit keine Nachricht vom Ibrahim bekam. Ich schrieb an ihn, und ich reißte nach Jerusalem, um ihn zu erfragen. Aber mein Verlangen wurde gar nicht befriediget. Wie ich damit umgieng, so wollten meine Freunde mich zu einer neuen Verbindung bereden. Die Süßigkeit der vorigen, hätte mir solche rathen sollen. Aber eben deswegen trug ich einige Furcht wider eine neue Heirath, weil ich zweiffelte, daß sie so gut gerathen würde. Es sei nun, daß ich Recht oder Unrecht hatte, so war doch

nichts vermögend meinen Entschluß wankend zu machen. Meine meiste Sorgfalt wandte ich an meinem Sohn, und ich habe diesen eine Frau wehlen lassen, die vollkommen Liebenswürdig ist. Die gröste Freude also war das Glüke meines Sohnes zu gründen, worinnen ich sehr glüklich war. Darauf lebte ich noch 6. Jahre, ohne von Ibrahim einige Nachricht zu haben, bis mich derselbige eines Tages, da ich mich eben in meinem Garten befand, überraschelte. Wenn man seine Freunde aufrichtig liebet, so wird man aus eigener Empfindung leicht schliessen können, wie angenehm mir dessen Gegenwart gewesen seie. Aber er wurde mir gar bald wieder entzogen, indem ihn die Pforte nach Persien sendete, eine gewisse Streitigkeit beizulegen. Als er auch solche, mit Beifall des Groß-Sultans, beilegte, so meldete er mir solches, und bate mich zugleich zu ihm nach Adrianopel zu kommen. Ich folgte seinem Ansuchen aufs Geschwindeste, und befinde mich schon einige Zeit bei ihm, ohne daß ich ihn so bald zu verlassen gedenke. Damit beschloß Murath seine Geschichte, die in Wahrheit recht ungemeine Eigenschafften seiner Person entdekte.

Unser liebreicher Ibrahim hatte inzwischen Befehl erhalten uns nach Constantinopel zu schiken, dem er eben nicht widerstehen konnte.

Digitized by Google

konnte. Er war aber dabei so wohl, als Murath, besorget, daß uns dieser Umstand sehr betrübt ausschlagen möchte. Wir mußten aber doch, mit andern Gefangenen, nach Constantinopel aufbrechen, nachdem wir unserm Wohlthäter und den großmüthigen Murath vor ihre Freundschafft, tausendmal Dank sagten. Sie verliessen uns nicht anders, als mit vielen Thränen, und versprachen uns, allezeit mit ihren Beutel an die Hand zu gehen. Da wir in Stambel, so nennen die Türken Constantinopel, angelanget waren, so wurden wir an einen Ort geführet, wo uns der Groß-Sultan, wiewohl verkleidet, in Augenschein nahm. Mein Freund und ich waren in der äussersten Wehmuth, diesen Auftritt anzusehen, der vielleicht unser Schikal auf eine böse Art entscheiden sollte. Da man nun dieses mit uns vornahm, so kamen etliche vornehme Leute, die uns durch einen grausamen Kerl genau besichtigen liessen. Wir konnten aus ihren Geberden leicht wahr nehmen, was sie vor ein Urtheil von uns fällen mochten. Der Ausgang war dieser, daß man uns in verschiedene Haufen zertheilte, und daß mein Freund in einen andern, als ich, gestellet wurde. Diese grausame Vorbedeutung eines grosen Unglükes, erregte eine solche Wehmuth bei mir, daß es mir schwer fiel, meine Thränen zurük zu halten. An den Minen meines Freundes konnte ich gleiche Schmerzen muthmassen. Hierauf wurde der

Hause, worinn ich mich befand, abgeführet, ohne daß man die andern mitgebracht hätte. Nach einer Zeit von einer Stunde, kamen wir in einen Garten an, wo uns eine elende Hütte zur Wohnung angewiesen wurde. Das Erste war, daß man uns insgesammt an Ketten legte, vermuthlich weil wir nun keine Wache mehr hatten. So war der Anfang meines Elendes! Ich ließ alle diese Dinge mit mir vornehmen, ohne daß ich eine Zähre vergossen hätte. Es ist mir weit beweglicher gefallen, da ich mich von dem Herrn von R*. trennen mußte, als da ich in diese, so grose Selaverei, fiele. Aber ich hatte hier so viele Gegenstände der Wehmuth; so viele Gedanken von denen erschreklichsten Zufällen, daß ich gleichsam betäubt war. Es war schon finster, da der Aufseher über uns kam, uns zehlte, und sodann wieder verließ. Ich war müde und vom Hunger gequälet. In einem elenden Joch, und in der betrübtesten Gesellschafft unglüklicher Menschen. Diese Elende schrien und rufen den Schöpfer, ieder nach seiner Art, an. Alle ihre Reden waren so beschaffen, wie sie der empfindlichste Schmerz ausdrüken kan. Ihr Weinen, und das fürchterliche Gerassel unserer Fessel, hätten alleine ein menschliches Herze verwunden können. Entfernt von meinen Eltern und Vatterlande, dem liebreichsten Freunde entrissen, hungerig und matt, bei Voraussehung der unglüklichsten Umstände, konnte ich gar keine

Ruhe

uhe genieſſen. Ach GOtt! habe ich dich nn ſo ſehr beleidiget, daß ich ſo groſe Straf- verdienet habe? Warum zieheſt du die breiche Hand von mir ab, die ich in Ehr- recht anbetete! Habe ich nicht in meinem ›erufe geſtanden? Habe ich nicht meine flichten ſorgfältig beobachtet? Soll mich nn eine ſo auſſerordentliche Verſuchung nie- rdrüken! Ach GOtt! Ach Pflicht! Ach lend!

Solche Worte nöthigte mir mein thränen- ller Zuſtand ab. Ich wollte alle Augen- ike verzweiffeln, und war in der erſten Wuth gottloß, das höchſte Weſen einiger Unge- chtigkeit zu beſchuldigen. Du weißt, GOtt! dachte ich, daß ich dich iederzeit, ia, derzeit, mehr als viele andere meines Stan- s, geliebet habe? Ich habe aus Liebe zu dir, ele Pflichten unterlaſſen, die die Gewohn- iten meines Standes eingeführet, bloß um ch nicht zu beleidigen. Deine Stimme mir allezeit angenehm und deine Befehle ilig geweſen! Dir habe ich manche Stunde ufgeopfert, die andere in denen laſterhafteſten rgötzlichkeiten zubringen. Und dennoch nd dieſe glüklich, da die Blüthe meiner Tage n Unglüke verdorret. Hätte deine Allwiſ- nheit nicht dieſes voraus ſehen, und deinen necht durch verborgene Wege von dieſem ammer entziehen können! Und iſt dieſes ine allgemeine Liebe, auf die ich mein ganzes Wohl gründete! So troſtloſe Gedanken, die

meine Gottloßigkeit ausstieß, machten mich ganz kleinmüthig. Doch fande ich gleich darauf einige Ruhe; ich betete; GOtt regierte mich, und meine Wehmuth war nun diese, daß ich GOtt so sehr beleidiget hatte. Aber ich hofte auch diesen durch meine Reue zu versöhnen, daher ich ganz beruhigt einschlief. Nachdem ich mich durch einen langen Schlaf erquikte, so wurde ich durch ein Geräusche, welches die Ankunfft des Gardians verursachte, aufgeweket. Er überbrachte uns Brod und Reiß, und hieß uns darauf auf ein Feld gehen, welches wir umgraben mußten. Ob mir gleich eine solche Arbeit noch nie vorgekommen, so war sie mir doch in der That nicht allzubeschwerlich, weil wir eben nicht übernommen wurden. Wir setzten dieses noch einige Tage fort, ehe wir unsern Herren sahen. Dieser ließ mich einstens zu sich kommen, ohne daß mir der Grund dieses Befehls bekandt gemacht wurde. Ich traf meinen Herren in einem grosen Saal an. Er fragte mich ganz troken, von was vor einer Geburt und aus welchem Lande ich wäre? Ich berichtete ihm alles, wie es die gestrengste Wahrheit haben wollte. Darauf redete er mir mir, vom Kriegswesen, und gab mir zu verstehen, daß er keine gemeine Kanntniß und Erfahrenheit davon habe. Er fragte mich ferner, ob ich sonst keine Kunst gelernet hätte, welches ich wieder der Wahrheit nach beantwortete. Mein ehrerbietiges Wesen und Freiheit im Reden

fiel ihm. „Der Groß-Sultan, sagte er, hat mir deine Person geschenket, und ich habe Lust, dich bei mir zu behalten, ob man dich gleich schon um eine gute Summe hat kaufen wollen. Wenn du dich wohl aufführen wirst, so will ich dir schon einen besseren Unterhalt verschaffen, als dein dermahliger ist. Indessen gehe an deine Arbeit, und komme in 8. Tagen wieder zu mir.„ Ich verrichtete das Meinige mit größter Sorgfalt, und fand mich um die bestimmte Zeit bei ihm an. Der Caimacan, denn dieses Amt bekeitete mein Herr, empfieng mich sehr gnädig. „Du sollt, sprach er, meine Söhne in denen Sprachen und Wissenschafften des Krieges- und Staats-Wesens unterweisen. Dahero wird man dir deine Ketten abnehmen, und dir ein Zimmer bei meinen anderen Dienern einraumen. Gedenke, setzte er hinzu, daß ich vieles an dir thue, und daß ich dich stürzen und erheben kan.„ Als er dieses gesagt hatte, klingelte er mit einem sahlernen Instrument, worauf 3. Söhne von ihm, in das Zimmer traten. Sie hatten das beste Ansehen von der Welt, und war der jüngste schon 14. Jahr alt. Wie ich sie gegrüsset hatte, so dankten sie mir auch sehr gnädig. Der Caimacan sagte ihnen sein Vorhaben mit mir, und befahl ihnen dasselbe auf das Genaueste zu erfüllen. Sie versprachen alles, und man gab mir ein Zeichen abzutretten. Das Erste hierauf war dieses,

daß

daß man mir meine Ketten abnahm, und mir meine neue Wohnung anwieß. Meiste Cameraden wünschten mir Glük zu meinem Amte, und empfahlen sich meiner Güte. Ich fieng sodann an, meine Untergebene zu unterrichten. Mein Herr hatte sehr gute französische Bücher, die mein Unternehmen nicht wenig erleichterten. Ich hatte den Vortheil, daß die 2. ältere Söhne des Caimacans schon in der französischen Sprache geübt waren, daher ich ihnen das Teutsche etwas ehe beizubringen glaubte. Mit dem Jüngsten nahm ich das Französische besonders für. Die Schwierigkeiten bei der teutschen Sprache waren sehr groß, aber ich mußte unbeschreibliche Gedult anwenden, weil der Caimacan immer den Wachsthum ihrer Einsicht untersuchte. Ich wieß sie über dieses zur Geschichtskunde und Weltweisheit an. Die beeden ältern Söhne des Stadthalters nahmen sehr zu, aber der jüngere war mehrentheils verdrüßlich, wenn er etwas lernen sollte. Die Ursache seiner Nachläßigkeit war, seine grose Einbildung, die er von sich hatte, und die Gewalt, deren er sich über das Gemüth seines Vatters, anmaßte. Ich kan sagen, daß seine Fähigkeiten ausserordentlich waren; aber er kannte sie gar zu sehr, und ward in verschiedenen Dingen versäumet. Man ließ diesen jungen Herrn eine gar zu grose Freiheit, sowohl im Reden, als auch an seinen Ergötzlichkeiten. Er durfte seine Meinung immerzu un-

ngeſcheut ſagen; und Pferde und Sclaven waren zu ſeinem Dienſte bereit. Man gab ihm frühzeitig ſolche Kleider und Gewehre, die ihm gar nicht zuſtunden. Dahero war er hochmüthig und frech. Wenn er ausritte, ſo mußten ihm 2. Sclaven folgen, die er gewaltig peinigte, indem er wider ihre Vorſtellungen ſo hurtig ritte, daß ihm dieſe Elende nicht folgen konnten; und an ihrer mühſeligen Beſchäfftigung ſeine Luſt hatte. Er ſchlug und peinigte ſie, und lachte über ihre Thränen. Ich gieng einſtens mit denen jungen Herren in unſerm Garten, wo mir dieſe arme Leute, die Boßheit des kleinen Muſtapha, ſo war ſein Name, klagten. Ich nahm mir dahero die Freiheit, ihm ſolches glimpflich zu verweiſen, aber er ſpottete über meine Erinnerung. So ſehr mich dieſes ſchmerzte, ſo fügte ich doch weiter nichts hinzu, als daß ich es dem Vatter eröffnen wollte, welches ihn aber nur zum Lachen bewog. Ich war Willens dieſes den folgenden Tag zu thun, als ich eben dieſe 2. Sclaven, die von Geburt Venetianer waren, auf das Erbärmlichſte prügeln ſah. Darauf wurde ich zu dem Stadthalter gerufen, der mich mit einer grimmigen Mine bewillkommte. Er ſagte mir, daß Muſtapha, als er mit denen Sclaven einen billigen Scherz hätte machen wollen, von ihnen wäre bedrohet worden, Schläge zu bekommen, und daß ich nicht nur allein dieſes gut geheiſſen, ſondern daß ich auch, auſſer

eini-

einiger Grobheit, sie ermahnet hätte, solches ins Werk zu setzen. Nun war es mir ein leichtes, meine Unschuld zu retten, aber der kleine Mustapha, der beständig über den vermeinten Schimpf weinte, und keine Speise zu sich nehmen wollte, hatte seinem Vatter so eingenommen, daß er mir gebot, mich gar nicht zu verantwörten, und mir darauf 50. erbärmliche Streiche geben ließ. Darauf wurde Mustapha gesund, und ich einen Tag in ein finsteres Loch gesetzet, wo ich weder Speise noch Trank erhielte. Doch als ich dieses, mit ungemeiner Standhafftigkeit, ausgestanden hatte, so wurde ich wieder in mein altes Amt eingesetzet. Die ältern Söhne meines Herrn bedauerten mich, und waren so gütig, mir ein Glaß Sorbeth und Zwibak, den sie vor mich entwendeten, heimlich zu geben. Mein Herr aber ließ mich 8. Tage nicht zu Gesichte kommen. Mustapha war auch nicht zu sehen, aber nach Verfliessung solcher Zeit, fand er sich wieder ein. Meine Aufführung nun mußte diese sein, daß ich diesen jungen Herrn gewönne, ohne iedoch die Pflichten GOttes auf die Seite zu setzen. Weil mir nun seine Neigung bekandt war, so legte ich in dem Garten eine Kegelbahn an, worauf wir uns nach Tische allezeit eine Bewegung machten. Dieses erwarb mir seine Gunst, die immer grösser wurde. Damit wurde ich zugleich wiederum der Gnade des Caimacans theilhafftig, welche sich so gar

weit

eit erſtrekte, daß mir erlaubt wurde, auf
inen Pferden, mit ſeinen Söhnen, zum öff-
rn ſpazieren zu reiten. Doch konnte ich es
ch nicht zu Stande bringen, des Muſta-
ha böſe Gemüthsart völlig zu beſſern. Aber,
s er einſtens das Unglük hatte, im Reiten,
is Bein zu brechen, ſo verſprach er ſich zu
ſſern, wenn wir es bei GOtt dahin brächten, daß er wieder aufkäme. Wir verſpra-
en ihm dieſes, und es hat auch nachgehends
eles zu ſeiner Beſſerung beigetragen. Das
rſte war dieſe Probe, daß er mit ſeinen Brü-
rn und mit mir beſſer verfuhr, und daß er
ch ſo gar ehrlich war, und ſeinem Vatter
in Schelmenſtük, in Anſehung meiner und
r zwei venetianiſchen Sklaven, geſtunde.
Dieſes brachte uns einige Belohnung zuwe-
. Während dieſer Zeit war ich auch bedacht,
einen ehemahligen Cameraden Gutes zu
un. Ich hatte es ihnen bei meiner Entfer-
ung verſprochen, und mußte alſo ehrlich han-
ln. Es fehlte ihnen an nöthiger Speiſe
n eben ſo gar ſehr nicht, aber ihre Kleidung
ar deſto ſchlechter; daher ich denn durch
Vermittelung einiger Chriſten, Kleider vor
e zuſammen brachte; und muß ich hiebei
nen Franciſcaner rühmen, der mir bei dieſem
ebesdienſt chriſtlich beigeſtanden iſt. Dieſes
ar nun etwas unſchätzbares vor mich, daß
ch bei meinem Elend ſo glüklich war, noch
enderen Menſchen, als ich war, Gutes zu
un. Der Dank, den mir dieſe Leute gaben,

erhob

erhob meine Ruhe über meinem betrübten Zustand. Meine Sünden glaubte ich vergeben, weil mich GOtt zu einem Werkzeug seiner Barmherzigkeit hatte machen wollen. Ich fieng an gar kein Mißtrauen mehr in die Vorsicht zu setzen, und ich war überzeugt, daß es mein Heiland gut mit mir meine. Das Andenken meiner Eltern und Freunde allein beunruhigte mich. Als ich eines Tages in Betrachtung solcher Dinge, spazieren gieng, so wurde mir ein Zettel, dieses Inhalts, übergeben:

Wertheſter Freund!

„Der großmüthige Murath hat mich als
„ein Sclave gekaufet, aber als ein lieb-
„reicher Freund aufgenommen. Ich befinde
„mich abermals bey dem ehrlichen Jaduk,
„aber nicht in Adrianopel, sondern 3. Stun-
„den davon auf dessen Landhauß. Sie ha-
„ben sich schon alle Mühe gegeben, euch zu
„bekommen, aber es hat all ihr Vorstellen so
„wenig gefruchtet, als der hohe Preiß, den
„sie vor euch geboten haben. Mein Glük
„wäre vollkommen, wenn ich euch besasse,
„aber ich werde mich nicht aus diesem Lande
„begeben, bis euch das Schiksal in meine
„Arme geliefert hat. Murath und Jaduk
„grüssen euch tausendmal, und sorgen auf das
„Liebreichste vor euer Wohl. Ihr wisset so,
„wie sehr ich euch liebe, und ich glaube, daß

„ihr

, ihr also nicht zweifeln werdet, daß ich auf
, das Getreueste meine Pflichten gegen euch
, beobachten werde. Der Himmel wird sich
, eurer gewiß noch annehmen, und hat euch
, bei eurem harten Stande schon genugsame
, Proben seiner Vorsorge gegeben. Daher
, werdet ihr in den fernern Vertrauen auf seine
, Barmherzigkeit, nur Ruhe suchen, und ver-
, sichert sein, daß ich euch zärtlich liebe. Lebet
, wohl und liebet euren Freund

J. H. v. R*.

Dieses Schreiben setzte mich in eine Zu-
riedenheit, die einen kaum der glükseligste
Zustand verschaffen kan. Ich dankte dem
Schöpffer, vor die Erhaltung meines Freun-
es, und stellte mir meine Umstände so gut
or, als es möglich war. Es ist ausgemacht,
aß wir im Elend vornemlich in Betrachtung
es Guten Trost suchen. Dieses kommt aber
ehrentheils von der Bestimmung unserer
lmstände her, und würde also bei einem an-
ern Zustande schwerlich geschehen. Wenn
Gott die Absicht hat uns durch das Creutz
r Besserung zu führen, so ist diese Sinnes-
nderung allerdings gut, wenn wir aber als
ne Strafe elend sind, so wird uns schwerlich
ese Bekehrung nutzlich sein. Doch muß
er dieser Fall sein, daß das vorhergehende
ben allzu Gesetzloß gewesen, und der Sun-
r keinen anderen Bewegungs-Grund zur

Besserung hat, als diesen, weil er nicht mehr sündigen kan. Da nun eine solche Sinnesänderung in der That, keine Besserung ist, so kan sie auch nicht die Früchte derselben hervorbringen. Folglich ist eine solche Sache nicht zureichend, den Menschen aus denen Banden eines ewigen Todes zu erretten. Sie muß vielmehr einen Lasterhaften zur Strafe gereichen, da er doch eine Erkänntniß des Guten verräth, daß er in seinem Leben niemals ausüben mochte. Wenn uns aber GOtt solche Last aufleget, um das wenige Gute, so in uns ist, zu stärken und zu bewähren; so werden die Früchte, einer daraus bewürkten Bekehrung, gut seins. Der Same des Guten muß also in einem Herze sein, das einer so heilsamen Gnadenwürkung gewachsen ist. Es muß sich immer der Untugend widersetzen, aber einige Schwachheiten seines Temperamentes müssen es in gewisse Laster stürzen, deren Verabscheuung, durch eine von GOtt verhängte Strafe, bevestiget wird. Aber ein Heuchler, ein Mensch der allein bei dem Bösen seinen Gefallen hat, und der allein in der Stunde des Todes seinen Irrthum verlässet, hat billig an der Gründlichkeit seiner Buße zu zweifeln. Man setze nemlich, daß sowohl der Mangel der ihm entzogenen Weltfreuden, als auch die Ungewißheit, worinnen sich sein boßhafftes Gemüth befindet, indem es von der Zukunfft keine gewisse Gedanken hat, die Ursachen seiner Buße wären. Er

weinet, daß ihm die genossenen Lüste den Tod zuziehen, und er denkt, wenn ihm auch gleich seine vermeinte Besserung nicht zu statten käme, so könnte sie ihm doch keinen Schaden thun. Das machet, weil er die Würkungen des H. Geistes in seiner Seele allezeit verhindert hat. Einige Christen haben nun eine solche ungültige Buße gültig zu machen, einem iedem bemittelten Menschen, das Recht gegeben, solche mit seinen Gütern, die man der Kirche einverleiben sollte, zu bewerkstelligen. Aber da der Grund dieser Lehrer unlauter ist, und denen Menschen eine Gewalt einräumet, die alleine GOtt zukömmt, so ist leicht zu erachten, daß eine solche Lehre nicht anzunehmen sei. Aber damit ich in meiner Betrachtung nicht zu weit gehe, so muß ich versichern, daß ich meinen unglüklichen Zustand damit versüßete. Meine Laster, die ich mir, der Gewohnheit nach, sehr gering vorstellte, kamen mir nun in ihrer rechten Gestalt vor. Ich war nicht mehr in dem Gedränge derer, die alles annehmen, wenn ihnen nur der meiste Theil vorgehet, oder Leute von Ansehen, ihre Vorläuffer sind. Das Creutz hatte mich aufmerksamer gemacht, und meine Einsamkeit meinem Nachsinnen Platz gegeben. Ich verdammte diejenige Wollust, die mich beherrschet hatte, und war so glüklich, andere Fehler zu entdeken, die mir vorher keinesweges beifielen. Dieses leitete mein Herz zu einer wahren Buße. Scham, Reue und andere

Kennzeichen derselben äusserten sich bei mir. Aber, dachte ich offt, O GOtt! würde ich auch in einem besserem Zustande deine Gebote erkennen, und ist dir wohl auch eine Buße angenehm, die, wahrscheinlicher Weise, mein Unglük bewirkte! Tausend Zweiffel machten hier wieder die größte Pein. Doch wurde ich froh, als ich dachte, und wenn auch meine Buße, unter andern Umständen, nicht erfolget wäre, daß doch dieselbe gut seie, weil GOtt vielleicht mich durch das Leiden zu sich ziehen wollen. Die H. Schrifft gab mir Beispiele an die Hand, und also wuchs meine Ruhe. Die Lesung des Wortes GOttes war mir nun das allerschätzbarste Vergnügen, und ich hatte eine so unersättliche Freude darinn, daß ich nach meiner Arbeit das größte Vergnügen daraus einerndete. Ich wurde stark genug, das Vergängliche lebhafft einzusehen, und mir das Unvergängliche angenehm und sicher zu machen. Die Schmerzen der Knechtschafft, und die Abwesenheit von denen Meinigen aber machten mir noch immer Unruhe. Der Gedanke niemals frei, und niemals wieder in mein Vatterland zu kommen, machte mir den größten Kummer; ia, er war fähig, mich von denen edelsten Gesinnungen zu entfernen. Doch hat mir die Vorsicht meine Ruhe erhalten, und mich mitten in der Dienstbarkeit in eine vernünfftige Freiheit gesetzet.

Ich beantwortete das Schreiben meines

Freun-

Freundes, mit der größten Zärtlichkeit, weil er mir zugleich berichtete, wie ich einen Brief an ihn bestellen könnte. Meine Verrichtungen giengen mir alle besser von statten, und ich bemerkte aus der Erfahrung, daß man sein Unglük öffters durch seine eigene Vorstellungen vergrössern, und versüssen könne. Die Stoiker haben diese Sache sehr wohl gewußt, und alle ihre Standhafftigkeit und Gedult lässet sich daraus herleiten, indem sie widrigenfalls eben so empfindlich, als andere Leute gewesen. Wir brauchen aber keine so grose Uberwindung, wenn wir die Mittel der Religion anzuwenden wissen, und wir werden alles ausstehen, wenn wir nur von der göttlichen Vorsorge überführet sind. Da sich mein Herz derselben völlig unterwarf, so war ich auch unter einem scheinbaren Elende vergnügt. Die Boßheit des jungen Mustapha beunruhigte mich gar nicht mehr, und ich hatte von den Caimacan immer neue Gnadens-Versicherungen. Dieser Herr war einstens ausserordentlich vergnügt, und that mir einen Vorschlag, der mich in grose Bestürzung setzte. Er trug mir nemlich an, die mahometanische Religion zu ergreifen, um sodann mein Glük in die Höhe zu bringen. Ich hatte Muth genug, den Vorschlag zu verwerfen, und mein Herr brauchte weiter nichts, als solche Gründe, die von meinem Nutzen hergeholet waren. Er sagte mir, daß ich es auf diese Art weit bringen würde, und daß es

bei der Pforte nichts neues wäre, einen Menschen aus dem Staub zu den höchsten Würden zu erheben, wenn er nur Fähigkeit dazu besässe. Viele Bassen wären aus denen Söhnen geringer Leute in so hohe Aemter gesetzet worden, und es wären noch dermahlen genug Beispiele davon vorhanden. Ich schlug es auf die demüthigste Art aus, und bat zugleich, meine Freiheit zu beschleunigen. Der Caimacan antwortete mir, daß er sich dißfalls noch nicht entschliessen könnte, ich sollte aber glauben, daß er vor mein Wohl bedacht wäre. Ich sollte dahero seinem Vorschlag reifer überlegen, und ihm zur andern Zeit meine Gedanken davon sagen. Wie er sich von mir entfernte, so machte mir sein Rath viele Unruhe, nicht, weil ich unentschlossen war, was ich thun sollte, sondern weil ich, im Verneinungs-Fall, üble Folgen vor mich besorgte. Inzwischen war mein Anliegen so groß nicht, weil ich mir den Beistand GOttes getröstete, und die gute Gemüthsart meines Herren wußte. Denn ob er gleich etwas allzuheftig war, so hat er sich doch selten seiner Gewalt mißbrauchet, und allezeit die Gerechtigkeit vorgezogen, wenn ihn seine Hitze nicht übereilet hatte. Die Annehmung der mahomedanischen Religion aber war ein Punct, den ich keiner Aufmerksamkeit werth hielte. Denn ich hatte allezeit einen Abscheu vor diejenigen, welche eine andere Religion, aus niedrigen Absichten, ergriffen, und zweifle noch nicht, daß eine scharfe

Strafe

Strafe auf dergleichen Übertretter gesetzet sei, sowohl in Absicht auf sie selbst, als auf die Folgen, die so elende Handlungen bei denen Unwissenden hervor bringen. Aus diesem Grund konnte ich dieser Versuchung leichtlich widerstehen, ob mir gleich die angebotene Ehre, unter andern Bedingnissen, nicht so gleichgültig gewesen wäre. Ich hinterbrachte daher meinen Entschluß dem Caimacan, als er mich zum zweitenmal befragte. Seine Antwort war ein höhnisches Gelächter, womit er mich, meines Unverstandes wegen, verspottete. „Ich hätte dich vor weisser „gehalten, sagte er, aber nun sehe ich, daß „du dein Glük noch nicht verstehest. Andere „würden nicht so leichtsinnig sein, aber man „wird sie auch selten einer so guten Gesinnung „würdigen.„ Meine Entschuldigungen fruchteten nichts seine Meinung zu entkräfften, und er fuhr fort, mich einen Thoren zu schelten. Doch war er so gnädig, mich anderwärts seines Schutzes zu versichern. Also fiel diese Sache abermals ganz anders aus, als ich sie mir hätte vorstellen können. Meine 2. älteste junge Herren wurden unter die Soldaten aufgenommen, und nach Aegypten geschikt. Sie verehrten mir bei ihrer Abreise etwas Geld, so nach unserer Münze etwa 100. fl. betragen mochte, und baten ihren Vatter, mich entweder in Freiheit zu setzen, oder mit ihnen zu senden. Mein Herr schlug es ihnen ab, weil mich Mustapha noch nöthig hatte. Des-

wegen hatte ich nur mit diesem allein zu thun, und also einen Theil Arbeit weniger, als vormals. Der Caimacan setzte ein vollkommenes Vertrauen in mich, und erstrekte dieses so weit, daß er mich öfft die wichtigsten Sachen bestellen ließ. Ich bekam mein Geld, trug türkische Kleidung, und hatte bessere Einkünffte, als der reichste Secretair in Teutschland. Daher wünschte ich nur einmal den Herrn von R*. zu sprechen. Mein Wunsch war nicht vergebens, und ich hatte die Freude, diesen lieben Freund mit Murath und Judak zu umarmen. Sie erfreueten sich über meine guten Umstände, und sahen meine Gelassenheit mit Vergnügen an. Judak führte uns zu einen seiner Freunde, und ließ uns daselbst in der besten Freiheit sehr wohl bewirthen. Ich hatte schon lange nicht dergleichen angenehme Gesellschafft genossen, und war also desto vergnügter, so liebe Freunde anzutreffen. Der Herr von R*. erzehlte mir, daß er zwar habe nach Teutschland geschrieben, und Antwort erhalten, man hätte ihm aber gemeldet, daß sein Regiment wäre abgedanket worden, und daß man uns beede in Wien vor todt gehalten hätte. Dieses, setzte er hinzu, würde ihn noch länger in Adrianopel aufhalten, wo er den Ausgang meines Schiksals abwarten wollte. Eine so zärtliche Freundschafft machte mir die lebhaftesten Empfindungen, die ich kaum genugsam ausdrüken konnte. So angenehm es mir auch war, einen solchen Freund in der

Nähe

Nähe zu haben, so glaubte ich doch nicht, daß
ch so eigennützig sein, und dadurch den Herrn
on R*. von seinem eigenen Nutzen abhalten
üßte. Ich beschwur ihn also in sein Vat-
rland zurük zu kehren, und sich nicht aus
iner allzuweitgehenden Liebe gegen mich im
icht zu stehen. Murath und Judak aber
ersicherten mich, daß er, ohne seinen Scha-
en, noch länger bei ihnen bleiben könnte.
Mein Freund versicherte mich, daß dieses ge-
iß wäre, und sagte, bei Uberreichung eines
Papieres, daß ich hieraus würde vollständiger
sehen, wie wenig seine Zurükreise nöthig
äre. Darauf verliessen mich die redlichsten
reunde von der Welt, nachdem sie mich ei-
er beständigen Freundschafft versicherten.
ch war so betrübt über ihre Entfernung, als
enn ich auf ewig von ihnen wäre geschieden
orden. Mein Herr hätte beinahe meine
emüthsbewegung eingesehen, die ich doch
us gewissen Ursachen vor ihm verbergen
ollte. Doch kam ich noch ganz wohl durch,
dem ich andere Ursachen vorwendete, die
anz wahrscheinlich waren. Nach diesem
hrieb ich an den Herrn von R*. und bat ihn,
n beigelegtes Schreiben nach Teutschland
n meine Eltern zu besorgen. Ich gieng ein-
ens ganz vertieft in Gedanken spazieren, als
ir ein wohlgewachsener iunger Mensch ein
eichen gab, daß er mit mir zu sprechen ver-
nge. Als ich mich zu ihn genähert hatte, so
ab er mir ein kleines Briefgen, und verließ

mich in größter Geschwindigkeit. Meine Neugierde bewog mich, solches bei erster Gelegenheit zu erbrechen. Diß ist es:

Mein Herr!

„Ich liebe euch, und wünsche dahero eine „genauere Bekandtschafft mit euch auf„zurichten. Wenn ihr also Lust habet eine „Person kennen zu lernen, die euch nicht scha„den wird, so findet euch in 2. Tagen Abends „an demjenigen Orte ein, wo man euch sol„ches überreichen wird.„

Es war die Person, so es geschrieben hatte, gar nicht genennet. Ich wußte die Ursache nicht zu errathen, und war dahero ganz unentschlossen, was ich thun wollte. Nach vielen Uberlegen bewog mich doch meine Neugierde, die bestimmte Zeit zu erscheinen, weil ich keine böse Folgen vermuthen konnte. Ich war kaum da, so erschiene der junge Mensch, der mir das Briefgen überreichte, und führte mich in einen mit Bäumen bedekten Gang, wo ich ein prächtig gekleidetes Frauenzimmer antraf. Sie sagte zu mir, daß ich es nicht übel nehmen möchte, daß sie mich hätte hieher rufen lassen, und daß sie solches gethan hätte, um mit mir in Bekandtschafft zu gerathen. Ich beantwortete dieses auf das Verpflichteste. Sie war damit vergnügt. Ihr Schleier aber verhinderte mich doch, zu sehen, mit welcher Person ich zu thun hatte, deren äusserliches An-

sehen

ehen so schön war. Ich bat sie solchen abzu-
ehmen, welches sie mit grosser Anmuth that,
nd mir die schönste Person von der Welt
eigte. Ihr Anblik rührte mich, und machte
nich ganz entzükt, da sie so freimüthig gegen
nich redete. Es war mehr als einmal, da
e mich ihrer Liebe versicherte. Ich konnte in
Wahrheit nicht unempfindlich sein, und er-
larte ihr meine Empfindlichkeit. Man ver-
aß nicht dasienige zu beobachten, was Ver-
iebten in dergleichen Zustand natürlich ist.
Wir entdekten unser ganzes Herze, und ich
an sagen, daß ich der schönen Türkin ihres,
echt edel befand. Wie wir schieden, so be-
timmten wir eine andere Zeit, da wir uns
ieder umarmen wollten, und so lebten wir in
em größten Vergnügen fort. Meine Ge-
iebte war eine Anverwandtin von meinem
Herren, und hatte in dessen Hause mich so-
ohl gesehen, als auch meine Umstände ken-
en lernen. Ihr Vatter war in grossem An-
ehen, und liebte sie recht zärtlich. Er war
in Mann, der sehr tugendhafft, aber zuweilen
llzustrenge war. Aus diesem Grund mußte
h mir die Bekandtschafft seiner Tochter sehr
efährlich vorstellen. Zulima, so hieß sie,
arnte mich selbst vor ihn, und sagte, daß wir
erlohren wären, wenn ihm unser Umgang
ekandt werden sollte. Da ich eine grose Nei-
ung zur Wahrheit bei ihr bemerkte, so wurde
nsere Bekandtschafft mehr eine Unterredung
on der Religion, als eine Liebes-Begebenheit.

Sie

Sie verlohr viel von ihrer Lebhafftigkeit, wie ich ihr die Lehren JEsu vortrug, und war ungemein aufmerksam, auf meine Unterweisung. Meine christliche Eltern hatten mich mit einer fruchtbaren Sorgfalt im Christenthum unterrichten lassen, und mich besonders täglich zu einer Gewissens-Prüfung angehalten, welche mir auch ohnstreitig hauptsächlich eine wahre Erkänntniß GOttes und meiner selbst beibrachte. Sie hatten die Gewohnheit, mich bei einer ieden Ubertrettung auf die göttliche Vorschrifft zurük zu führen, und nahmen die Bewegungs-Gründe aus solchen Quellen, die mich am meisten rührten. Wie Segensreich ist mir nicht diese Anweisung gewesen! Wie offt habe ich mich nicht, voll erhabener Freude, so lieber Eltern erinnert, die mich so gründlich zur Erkänntniß des Guten führten. Es ist gewiß, daß man durch keine andere Weise so leichte GOtt erkennen lernet, und es ist nichts heilsamer, als daß man in der Jugend diese Lehrart annimmt. Julima fande darinnen alles dasienige, was man bei einem rechten Unterricht zu hoffen hat. Sie klagte mir immer ihre Anliegen, die sie nach dieser Regel abmaß, und hatte dereinst gar den Einfall, ihren Vatter zu gleichen Vorsatz zu verleiten. Da ich gewiß wußte, daß sie sich damit schaden würde, so warnte ich sie vor einen solchen Vorhaben. Sie versetzte, daß man der Religion wegen alles unternehmen müßte, aber meine Antwort schränkte dieses in so ferne ein,

wenn

em than sehe, daß man den Zwek erreichen
nne. Weil ich ihr nun die Gefahr vorstellte,
e sie ohne Noth, und also sündiger Weise,
ufen würde, so brachte ich sie dahin, daß sie
chts unternehmen wollte. Wie sie genug-
m unterwiesen war, so sagte sie mir, daß sie
zo eine Christin wäre, und daß sie glaube,
ß ihr Glaube ihr diese Vortheile verschaffe,
dem sie eine umständliche Unmöglichkeit ver-
ndere, der von GOtt gesetzten Ordnung
ch, der christlichen Kirche einverleibet zu
erden. Ich sagte, daß sie sich alles von
Ottes Barmherzigkeit zu getrösten hätte,
enn sie nur ihren Glauben durch ihre Werke
wiese, und bei erfolgender Gelegenheit,
ristlichem Gebrauch nach, ordentlich unter
: Christen aufgenommen würde. Meine
:eude ist nicht auszusprechen, wie sie mir die-
3 zusagte. Ich mußte ihr versprechen, sie
die Christenheit zu verschaffen; welches ich
ch, nach Möglichkeit zu thun, angelobte.

Es ist wahr, ich sahe mich nicht im Stan-
, meine Versicherung ins Werk zu setzen,
er es war doch nicht unmöglich, dieses auf
ie andere Zeit zu thun, da mir vielleicht das
chiksal etwas günstiger sein möchte. Ich
llte dieses meiner werthen Julima vor, und
ließ nicht ab, ihr Anhalten zu verdoppeln.
ie sagte mir, wenn sie auch in keiner andern
)sicht dahin wollte, so wäre es ihr doch sehr
genehm, mir nachzufolgen, weil sie ihren
)ek, in Ansehung der Religion, erreichen

würde.

würde. An Mitteln zu einen nöthigen Unterhalt würde es ihr nicht fehlen, indem sie deren genug erlangen würde. Gesetzt auch, daß es ihr daran fehle, so würde sie doch GOtt in einer so reinen Sache nicht verlassen. Es wäre zwar nicht zu läugnen, daß ich an ihrer Bekehrung Theil habe; allein sie würde sie meiner wegen nicht vorgenommen haben, ob sie mich gleich noch so hoch schätzte. Sie wünsche zwar, mich zu besitzen; aber sie wollte ihre Religions-Sache mit einem so entfernten Vorwurf nicht verknüpfen. Derowegen würde sie eine Christin sein, wenn auch gleich meine Liebe gegen sie nicht so weit gienge, daß ich sie ehelichen wollte. Ich verwarf vors erste, daß sie, im Fall einer Flucht, etwa ihren Vatter Geld entwenden möchte, und sagte, wenn es auf diesen Punct käme, so wollte ich sie ermahnen, weiter kein Geld, als was sie zu der Zeit rechtmäßig besässe, mitzunehmen. Übrigens eröfnete ich ihr meine Neigung, sie Gelegenheitlich zu heirathen, welches ich mit der größten Zärtlichkeit that.

Ich wartete nur auf eine Gelegenheit, meinen Herrn um meine Freiheit anzusuchen. Mein Entschluß gieng würklich dahin, die Julima zu entführen, und mich mit ihr, in dem ersten evangelischen Orte, trauen zu lassen. Die Zweifel, die mir wider dieses Vorhaben beifielen, konnten mich nicht davon abbringen. Der Seelen-Zustand der Julima überwog alle Einwürfe, wiewohl ich nicht in Abrede bin,

, daß auch die Liebe mit im Spiele gewe-
sei. Da ich glaubte, ich würde einer Be-
ung nahe sein, wurde ich wieder in noch
immere Umstände gesetzet. Der Sultan
rde abgesetzet, und sein Nachfolger stürzte
len Anhang, worunter mein Herr und der
lima Vatter war. Weil man aber dem
imacan nichts zur Last legen konnte, als
; er ein Anverwandter des vorigen Sultans
oesen, so war man so gnädig, ihn eine kleine
adthalterschafft in Asien einzuräumen.
eser Tausch war ihm ganz anständig, weil
ich einer weit grausamern Veränderung
oärtig war. Mein Verdruß war dieses,
wir in wenig Tagen nach Asien aufbra-
n. Ich konnte von Julimen Abschied neh-
n, welcher so zärtlich war, daß er bald Ur-
oe zu einer bereuungswürdigen Schwach-
gegeben hätte. Wir versicherten uns
erer Liebe und ewigen Treue.

Ehe wir abreiseten, schrieb ich nach Adria-
el an Judak, weil ich gar nichts mehr von
n Zustand meiner Freunde in Erfahrung
chte. Aber auch dieses Schreiben blieb
eantwortet. Weil ich nun die Ursache
t wußte, so war ich sehr besorget, ob nicht
en ehrlichen Freunden ein Unglük begegnet
re. Meine Sorgen vermehrte ein anderes
el. Eine gefährliche Krankheit bedrohete
h mit dem Ende meines Lebens. Ich war
Monate in der äussersten Gefahr, der ich
h glüklich entgieng. Mein Arzt gieng recht

ver-

vernünfftig mit mir um, und wußte durch Unterstützung der Natur eine verdrüßliche Krankheit zu stillen. Mein Herr befahl auch, sorgfältig auf mich zu sehen, und der Mustapha verließ mich fast gar nicht. Ich war völlig gesetzt, meine Seele ihrem Schöpffer wieder zuzuführen, doch fiel es mir schwer, ohne geistliche Hülfe, zu sterben. Ich lechzte nach denen heiligen Dingen, daran viele Christen, weil sie solche beständig haben können, beinahe einen Uberdruß, oder doch nur bloß eine gezwungene Begierde, haben. Die Ermangelung des Genusses solcher Heilsmittel, machte mir viele Schmerzen, und mein Glaube allein hat mich beherzt und standhaft erhalten. Ich wurde wieder gesund, ehe man solches vermuthete, und ich habe mich niemals so wohl befunden, als auf diese Krankheit.

Es ist ausgemacht, daß eine dauerhaffte Gesundheit, eine der größten Vollkommenheiten eines ehrlichen Menschen ausmachet, und es ist nichts gewisser, als daß diejenigen Leute, die ihr Beruf zu starken Arbeiten ziehet, in diesem Stüke die glükseligsten sind. Solche Güter mangeln meistens denenjenigen, die eine gezwungene Auferziehung genießen, mithin Personen vom Stande, deren Rang so unnatürliche Ausschweiffungen erfordern will. Da sich solche Leute ein Vergnügen daraus machen, durch Beobachtung derer ungegründesten Gewohnheiten, ihre eigene Pflichten aufzugeben, so hat man Ursache, die Weisheit

heit GOttes zu bewundern, die der Armuth und dem Fleiße so schätzbare Folgen zuleget, die andere, bei dem Glanz ihres Ranges, vergebens suchen. Meine gute Gesundheit sahe ich wenigstens als ein Werk der weisen Vorsehung, und eine Folge meiner Lebensart an. Daher konnte ich auch wieder aus diesem Umstand eine Art des Trostes suchen, und den unvergleichlichen Satz: Daß alles, was GOtt thue, gut sei, bestärken.

So befande ich mich in einem entlegenen Welttheil, wo man nur wenige Meilen nach Arabien zu reisen hatte. Meine Verrichtungen waren nun auch mit einem neuen Amte vermehret. Mit einem Wort, ich stellte einen Haußmeister vor. Da meines Herrn Hauß mit Geschenken gleichsam überlaufen wurde, fehlte mir auch nichts, und fiel manches auf meinen Theil. Denn die Leute haben da die Gewohnheit, alle Arten des Wohlstandes auf die Geschenke zu setzen. Man gibt, und läßt sich wieder geben, und wer dieses nicht versteht, der hat keine Lebensart gelernet. Mein Herr bekam aber auch vieles, welches, wie ein ordentliches Einkommen anzusehen hatte. Man vergaß mich auch nicht, und nun man weiß, was ein Secretair, bei einem solchen Herrn in Europa gewinnen kan, so kan man bald schliessen, daß ich mir noch mehr hatte erwerben können, wenn es meine Gemüthsart anderst zugelassen hätte. Aber ich hatte mir ein Gewissen gemacht, in einer Sache

etwas anzunehmen, dazu mich ohnehin mein Dienst verpflichtete, und zudem hätte ich auch dadurch Verdacht erweken können. Diese Enthaltsamkeit gefiel meinem Herrn überaus wohl, und er hat es mir mit vieler Gnade empfinden lassen. Denn er war gar nicht geitzig, und ließ sich nicht leicht verleiten, Unrecht zu thun. Daher hat mich seine Freigebigkeit in allem schadlos gehalten. Aber dieser liebenswürdige Herr, der mir gewiß meine Freiheit und reichliche Belohnungen ertheilet hätte, wurde auf einmal mit einer Krankheit überfallen. Er ließ mich, als man ihm sein Ende ankündigte, zu sich rufen, und sagte mir Dank vor die Mühe und den Eifer, den ich in seinem Dienste angewendet hatte. Dieses war nicht genug, er überreichte mir einige Beutel, und befahl mir seinen Sohn Mustapha, der vor Wehmuth auffer sich selbst war, mit denen beweglichsten Worten an. Darauf verschied er mit einer männischen Standhafftigkeit. Der Tod eines so grosen Mannes, preßte mir die aufrichtigsten Thränen aus. Daß wenige Unrecht, so er mir angethan, wurde durch die größten Gnadensbezeugungen ungleich übertroffen, und daher wäre es unchristlich gewesen, wenn ich einiger Empfindung der Rache, in meiner Brust hätte Platz geben wollen. Es ist genug, daß uns auch die Schrifft die Liebe unserer Feinde anpreiset, und damit die Großmuth eines Christen, über alles erhebet.

Mu-

Mustapha war nun mein Herr, und dieſer wurde auch von der Pforte zu einen Kriegsbedienten aufgenommen. Wie der neue Stadthalter zu Mouſoul anlangte, ſo mußten wir demſelbigen die Stelle eines Beglerbegs über Diarbeker einräumen, wobei es wieder nicht ohne Geſchenke ablief. Darauf bat ich Mustapha, mich nach Arabien reiſen zu laſſen. Er verwilligte mir dieſe Reiſe, und gab mir ein Camel und etliche Pferde mit, welche einige Sclaven begleiteten. Dieſe gute Kerls reueten ſich mit mir zu reiſen, und gelobten mir treulich beizuſtehen. Der eine war ein Maltheſer, und der andere eines Kauffmanns Sohn aus Hamburg. Der dritte war des erſten Bedienter, und iſt zugleich mit ſeinem Herrn in die Sclaverei geſchleppet worden. Wir reiſeten nach Jeruſalem, wo ich den Namen des Herrn von R*. in dem Cloſter, wo die Franciſcaner an dem Orte des Grabes Chriſti aufgebauet, aufgeſchrieben fand. Dieſer Umſtand gereichte mir zu groſem Vergnügen, und bewog mich den Meinigen gleichfalls aufzuſchreiben. Darauf ſahe ich die merkwürdigſten Orte im gelobten Lande, dazu man nichts mit Hülfe derienigen Leute gelanget, die ich gleichſam davon nähren, und einem Unwiſſenden tauſend Lügen beibringen werden. Ich fand eben dasienige nicht, was ich ſuchte, und hatte ich von dieſer Reiſe wenige Vortheile, auſſer das ſüſſeſte Andenken der perſönlichen Gegenwart GOttes an dieſen Orten,

und derjenigen Pflichten, die durch solche göttliche Wohlthat auf uns gebracht worden. In Arabien kauffte ich von dem guten Cofee und andere Sachen, damit dem Mustapha ein Geschenke zu machen. Die Orte, die ich gesehen, sind aus guten Reisebeschreibungen so bekandt, daß es unbillig wäre, wenn ich etwas aufwärmen wollte. Das grösste Vergnügen verursachte mir der Maltheser Ritter, und der Hamburger Sclave, die mir in Medina, wohin wir uns mit einer Caravane begeben hatten, ihre Begebenheiten erzehlten. Der Maltheser richtete seine Erzehlung so ein:

Geschichte des Herrn von Vandeville.

Ich bin ein Franzoß, und aus der Provence gebürtig, worinnen mein Geschlecht einträgliche Güter besitzet. Mein Vatter hatte sich nach einen langwierigen Dienst des Königes in Ruhe begeben, und wollte auf seinem Landgut, 2. Meilen von Marseille, sein Ende erwarten. In meinem 14ten Jahr wurde ich nach Arles auf die Universität geschikt, sowohl weil mich mein Vatter wegen meiner unansehnlichen Gestalt nicht leiden konnte; als auch, weil man glaubte, ich sollte durch das Studiren groß werden. Ich freuete mich, daß ich von meinen Eltern entfernet wurde; denn ich hatte Ursach, sie als meine Feinde anzusehen, die mich ohne Unterlaß verfolgten. Daher war mir mein Auffenthalt zu Arles recht

recht angenehm, und gedachte ich gar nicht mehr nach Hause. Das Studiren aber war mir nicht so angelegen, als einige kleine Ergötzlichkeiten, die mir meine lieben Cameraden verschafften. Die Studenten liebten mich über die Massen, daher war fast keine Lustbarkeit, wo ich nicht zugegen war. Der Müßiggang wurde mir daher unvermerkt beigebracht, der Wein, und mithin die Liebe. Das Frauenzimmer ist mir überhaupt iederzeit Liebenswürdig vorgekommen. Es war auch dasselbe eben nicht gleichgültig gegen mich, denn meine Gemüthsart ist nichts weniger als schläffrig und tiefsinnig gewesen. Heut liebte ich die, und Morgen gefiel mir schon wieder eine andere. Aber eine Kaufmanns Tochter gefiel mir doch länger, als alle andere. Dieses schöne Mädgen hatte auch in der That Reizungen besessen, die den strengsten Philosophen hätten einnehmen können. Sie begieng aber die Narrheit, daß sie mich bloß deswegen liebte, weil sie gedachte, meine Frau zu werden. Es war mir gar nicht schwer, ihr solches zu versprechen, und also ist sie von mir auf die leichteste Art betrogen worden. Mein Trost war dieser, daß ich nicht der Erste sei, der so hochmüthige Narren hintergangen hätte. Wir lebten also zum Voraus wie Mann und Weib, und dieses arme Thier ist sehr erschroken, wie sich eine mehr, als gewöhnliche, Dike an

ihrem Leibe zeigte. Sie drang in mich, unſere Verſprechung bekandt zu machen, und durch eine ordentliche Heirath zu bekrafftigen; aber ich wußte ihr ſo wahrſcheinliche Einwürfe zu machen, daß ſie bewogen wurde, mit mir nach Paris zu reiſen. Daſelbſt machte ſie mich zum Vatter eines recht artigen Mädgens, welches wir an einem guten Ort zu bringen wußten. Ihre Eltern begehrten ſie eben nicht mehr zu ſehen, nachdem ihnen ihre Schwachheit bekandt gemacht worden. Dahero blieb ſie gerne bei mir, zumahlen da ſie ſich eine gute Summe Gelds mitgenommen, und mein Vatter, der von mir durch falſche Briefe hinter das Licht geführet worden, meinen Aufenthalt in Paris billigte, und mir hinlängliche Gelder übermachte, die ich durch ein glükliches Spielen geſchikt zu vermehren wußte. Wir lebten alſo recht artig, und wußte ich zur Veränderung auch andere Frauenzimmer, die eben nicht allzugrauſam waren. Meine Gelehrſamkeit hat alſo ſehr wenig zugenommen. Daher war mein Vatter froh, als er mich unter den Maltheſer-Orden bringen konnte. Ich hatte ſchon vieles von der vergnügten Lebensart, die in dem Orden herrſchte, reden hören, und freuete mich alſo, daß ich darinn aufgenommen worden. Meine Liebſte wollte bei der erſten Nachricht davon, ganz fremde thun, allein ich ſagte ihr, daß ſie Ehre genug hätte, wenn ich ſie

mit-

mitnehme. Das freie Leben, so wir führten, war ihr überaus angenehm, daher sie auch meinen Vorschlag gerne annahm, ob sie sich gleich sehr böse stellen wollte. Sie begab sich daher ganz vergnügt mit mir nach Malta, wo sie die Boßheit begieng, mit dem Don Manuel, einem Ritter, unter Segel zu gehen. Dieses verdroß mich dergestalt, daß ich den Ritter, nach seiner Zurükkunfft, herausforderte, und gar übel zurichtete. Dieses zog mir ein kurzes Gefängniß zu, worauf mir der Großmeister einen sehr unhöflichen Verweiß gab, und mich ermahnte in des Herrn von Cardonier Schiffe, meine Züge anzutretten, welches ich auch gleich bewerkstelligte. Wir hatten das Glük, ein algierisches Raubschiff, welches ein dänisches reich beladenes Schiff erbeutet hatte, nach einen harten Widerstand, wegzunehmen. Ich bekam dabei diesen artigen Querstreich in das Gesichte, welchen ihr hier sehet. Meine Aufführung gefiel dem Ritter von Cardonier, und seine Erzehlung beim Großmeister, erwarb mir dessen Gunst. Meine Geliebte fande darauf Mittel, mein Herz wieder zu gewinnen, indem sie sich weinend zu meinen Füssen warf, und auf das Beweglichste um Vergebung bat. Ich konnte ihre Thränen nicht aushalten, daher ich ihr denn meine Liebe wiederum zuwandte. Man erfuhr dieses bei Hofe, und der Großmeister machte Anstalt

mir solche wegnehmen zu lassen. Ein Ritter, der mein Freund war, meldete mir dieses androhende Ungewitter, und verschaffte meiner Geliebten einen Auffenthalt auf einem entlegenen Lusthause, wo er die Seinige, mit der größten Vorsicht, unterhielte. Daher war die Bemühung des Großmeisters vergebens, als er sie wollte aufheben lassen. Damit ich mich aber in dessen Gunst setzte, so war ich beschäfftiget ein Schiff auszurüsten, welches der Herr von Grimaldini anführen sollte. Wir schossen etwas Geld zusammen, und warben 300. Soldaten an. Wie ich bei dem Großmeister Abschied nahm, so lobte er meinem Eifer vor die Religion, und schenkte mir einen kostbaren Degen. Das Wetter hielte unsere Abreise etwas auf; so bald es aber schön wurde, so hatte ich meine Geliebte auf das Schiff gebracht, wo sie in Gesellschafft der Maitresse des Herrn von Grimaldini, sehr vergnügt sein konnte. Zwei Novitii mußten uns begleiten, die mit größten Verlangen nach unserer Geliebten Genuß seufzeten, wofür wir sie aber bald sicher machten. Wir entdekten den 6. Tag nach unserer Abreise, nicht weit von Cefalonien, eine türkische Galere, und machten gleich Anstalt, dieselbe anzupaken. Aber wir erstaunten, als wir sie ungleich stärker, als wir selbst waren, befanden. Inzwischen war nichts zu thun, als zu siegen, oder zu sterben. Wir

wehr-

wehrten uns dergestalt, daß wir die Türken zweimal von unserm Schiff abtrieben, und dankten GOtt, da wir Gelegenheit fanden, zu entwischen. Unser Frauenzimmer beweinte den Verlust derer beiden jungen Ritter, die bei ihrem ersten Ausflug den Zurükweg vergessen haben. Der Befehlshaber war ebenfalls so zugerichtet, daß mir seine Beliebte zu verstehen gab, daß es ihr nicht zuwider wäre, wenn ich ihn ablösen wollte. Ich war aber so spröde, als das jüngste Mädgen, weil ich einen so braven Mann nicht beleidigen mochte. Meine Beliebte schrieb dieses meiner Treue zu, und erwieß mir ganz neue Liebkosungen. Wie sinnreich ist nicht das Frauenzimmer, sich mit einem angenehmen Irrthum zu erlustigen! Wir kamen in einem sehr artigen Aufzuge zu Gozzo und sodann zu Malta an. Man wird mir leicht glauben, daß wir mit unserer Unternehmung wenig gewonnen. Der Großmeister legte zwar das angenehmste Oel auf unsere Wunden, aber sie wurden dadurch am wenigsten geheilet. Wie ich einmal Abends ganz alleine zu Hauß war, so bat man mich, iemand vor mich zu lassen, der sehr nothwendig mit mir zu sprechen hätte. Ich gab es zu, und den Augenblik öffnete ein sehr wohlgekleideter Mensch, mein Zimmer. Es kamen mir gleich einige Züge an ihm bekandt vor, und hätte ich es vermuthen sollen, daß es Peter, der Bruder

meiner Geliebten, sein sollte. Er bezeigte mir, mit vieler Anständigkeit, das Verlangen, seine Schwester in die Arme ihrer trostlosen Eltern zu führen, und bate sich meine Einwilligung dazu aus. Daß verwunderte mich aber, als er mir sagte, daß er schon bei ihr gewesen, und um Vergebung bat, daß er solches ohne meine Erlaubniß gethan hätte. Er schrieb diese Ausschweiffung, wie er es nannte, der zärtlichen Sehnsucht seiner Schwester zu, der ein Augenblik fast unerträglich würde gefallen sein. Ich bin über einen solchen Antrag, in der That, in grose Verwirrung gerathen, und war gar nicht gesinnet, eine so schöne Geliebte fahren zu lassen. Bredruill, so war sein Name, aber wußte mich so zu überreden, daß ich gar nichts einwenden konnte. Ich lief zu Toinetten, und fragte sie zärtlich, ob sie mich denn verlassen wollte, welches sie mit einem Seufzer beantwortete. Es war in der That ihr Wille fortzureisen, und ich wußte keine gerechte Ursache dawider anzuführen. Ja, wenn Bredruill hätte die Sache weniger gelind angefangen, so hätte ich meinen Raub, wider Willen, müssen fahren lassen. Es war doch ein ziemlicher Streit bei Toinetten, ob sie bei mir bleiben, oder zu ihren Eltern umkehren wollte? Das Erstere mußte ihr, wegen der freien und angenehmen Lebensart, die wir führten, gefallen; das Letztere aber aus dem Grunde, weil

weil ihr damahliger Zustand sehr ungewiß war, und bei ihren Eltern doch allezeit ein sicherer Auffenthalt sein würde. Es ist wahr, ich habe ihr meine Liebe auf ewig versprochen, und hatte auch die Meinung, es zu leisten, allein kan man sich auch wohl bei unserm betrügerischem Herze, so genaue verpflichten, da dasselbige mehrentheils den Meister spielet, und wir also, als Sclaven, über dessen Veränderungen nichts bestimmen können? Gesetzt nun auch, daß ich treu geblieben wäre, so hätte ich doch sterben, oder ein anderes Schiksal erleben können, eben so, wie mir solches eine schmerzliche Erfahrung gelehret hatte. Dadurch wäre ihr ganzes Glüke darnieder gelegen. Sie konnte also keine bessere Parthei erwehlen, als diejenige, die ihr ihr Bruder vorschlug. Nachdem man ihr dieses vorgestellet hatte, so nahm sie endlich den Antrag an, und reisete mit ihrem Bruder ab. Ich war dabei so eigennützig, daß ich noch vor unserer Trennung, meine Rechte an ihrer Person ausübte, wofür ich aber sie so wohl, als ihren Bruder nöthigte einige kleine Geschenke anzunehmen. So geheim nun diese Sache abgehandelt wurde, so kam sie doch vor die Ohren des Großmeisters, welches mir eine gute Meinung bei demselben erwarb. Da ich nun etwas freier war, so dachte ich auf eine neue Unternehmung, wo ich meinen Schaden wieder ersetzen wollte. Es fehlt

in

in Malta gar nicht, an dergleichen Gelegenheiten, und der Herr von Grimaldini war schon zu einer guten Unternehmung gerüstet, als er mich ersuchte, sein Gefehrte zu sein. Nichts hätte mir angenehmer sein können, als dieser Antrag. Wir giengen zu Schiffe, und wagten uns so gar ohnweit Tunis eine Landung vorzunehmen, die uns aber nicht gelang, weil die Mohren von unserm Vorhaben benachrichtiget waren. Unser Verlust aber war so gering, daß er keine üble Folgen vor uns, nach sich ziehen konnte. Doch mußten wir uns zurüke begeben, weil man in Tunis uns aufzubringen suchte. Wir hatten aber bald Gelegenheit etwas zu wagen. Ein spanisches Schiff wurde von einem saleischen Seeräuber sehr warm gehalten. Es würde ohne uns verlohren gewesen sein. Wir säumten uns aber gar nicht demselben beizustehen, wie wir seinen Zustand erkannten. Der Seeräuber war stark besetzt, und erschrak gewaltig bei unserer Annäherung. Die erste Lage, die wir ihn gaben, machte der Sache eine ganz andere Gestalt. Wir eroberten ihn, nach einer tapfern Gegenwehr, die uns 65. Soldaten kostete. Unsere Beute aber war eben so groß nicht. Wir befreieten allein 30. Sclaven, und den Spanier, der ohnstreitig verlohren gewesen wäre. Der Befehlshaber auf dem spanischen Schiff, wußte uns seine Erkänntlichkeit nicht

nicht genug zu bezeigen, und wir sahen uns genöthiget, etliche Fässer, von dem besten spanischen Wein, anzunehmen. Der türkische Befehlshaber hatte sich eben erschossen, als wir das Schiff eroberten. Die Türken aber brachten wir in Ketten und Banden nach Malta. Wir erhielten viele Lobeserhebungen, wegen unsers Sieges. Den Winter brachte ich in Malta ganz vergnügt zu, denn die Ritter führen das ungezwungenste Leben von der Welt. Ausser denen Gesellschafften, lase ich die besten Bücher, und hatte auch zuweilen eine Abwechslung mit einem artigen Liebeshandel. Hierauf machten wir uns zu einer neuen Farth fertig. Die Freundschafft, die ich mit dem Herrn von Grimaldini aufgerichtet hatte, bewog mich abermals, in dessen Begleitung, auszufahren. Wir hatten, ausser einer starken Anzahl Soldaten, 3. junge Ritter bei uns, davon der eine mein Landsmann war. Wir nahmen unsern Lauf nach der Levante, wo wir beinahe durch einen gefährlichen Sturm wären aufgerieben worden. Wir kamen aber mit einem übelzugerichtetem Schiff davon. Dieses war nicht genug. Wir wurden des andern Tages von zwei türkischen Schiffen, iedes zu 50. Canonen, angegriffen. Nun sahen wir keinen andern Weg, als sterben oder gefangen werden. Die Türken verfahren niemals gelind mit den Maltheſern,

sern, daher wir uns zu einer tapfern Gegenwehr anschikten. Wir thaten auch solche Thaten, die nicht Heldenmüthiger hätten sein können. Der Herr von Grimaldini, ich, und die 3. Ritter, machten einen Bund, nicht ehe das Gewehr zu streken, als bis uns der Tod solches aus der Faust reisen würde. Unsere Leute folgten unserm Beispiel. Wir wehrten uns so lange, daß beinahe der Sieg zweiffelhafftig geworden wäre. Die Helfte von unsern Leuten war tod oder verwundet, als unser Schiff dergestalten zugerichtet wurde, daß 18. Mann zu thun hatten solches auf dem Wasser zu erhalten. Da dieses die Feinde merkten, so sprangen sie mit gröster Wuth über. Wir fochten alle herzhaft. Der Herr von Grimaldini hatte schon 5. Mann mit eigener Hand erleget, als ihn ein Türk mit einer Pistole getödet hatte. Ich bekam einen Schuß in den rechten Fuß, und zwei Hiebe, einen über den Kopf, den andern aber über die Schulter. Ein Ritter wurde eben getödet, als ich zu Boden fiel, und es war mir wie ein Traum, da man unsere Leute auf das feindliche Schiff gebracht hatte. Ich war fast nicht vermögend die Gründe meines Elendes einzusehen, weil ich in Gefahr stunde, mein Leben zu verliehren. Man bemühete sich sehr, mir durch allerhand Artzneimittel zu helfen, und ich war in einer Zeit von 2. Monaten wieder ausser aller

Ge-

Gefahr. Nun aber gieng mein Elend erst
echt an, weil ich mit Ketten beschweret, und
u den beschwerlichsten Arbeiten angehalten
vur[illegible]. Das Beste war, daß die beeden
Ritter meine Gefehrten waren, die mir
neine trostlose Schmerzen einigermassen
inderten. Sie mußten mir ihre Begeben-
eiten erzehlen, aber es war nichts, als die-
es, daß sie gebohren, Maltheser und Ge-
angene geworden. Man erlaubte uns nach
Malta zu schreiben, um Geld zu unserer
Erlösung zu verlangen, wir bekamen aber
eine bessere Nachricht, als diese, daß man
avor sorgen wolle. Darauf erfuhren wir
ürklich, daß man Anstalt mache, die Ge-
angene der Pforte gegen die gefangene
Türken zu Malta, loß zu lassen, und ob
leich diese Nachricht falsch war, so bewog
ie doch unsern Herrn, uns zu verkaufen.
r war einer der geitzigsten und grausam-
en Leute, es ist also leicht zu sehen, wie
lend unser Zustand müsse gewesen sein.
nzwischen hatte es der Ritter Doria da-
in gebracht, daß er um 800. Ducaten ist
ß gekaufet worden. Man kan nicht au-
prechen, wie vergnügt er bei seiner Entlas-
ung war. Unser Herr begegnete ihm auch
hr wohl, und fieng an uns noch härter zu
alten, vermuthlich um uns zu nöthigen,
benfalls Geld aufzubringen, unsere Bande
u zerbrechen. Darauf wurden wir einem
rabischen Kauffmann überlassen, der uns

um

um andere Sclaven an sich gehandelt hatte. Dieser Mann war etwas gelinder. Wir waren weniger mit Arbeiten übernommen, und bekamen bessere Lebensmittel. Wie wir das Arabische verstunden, so wurden wir als ordentliche Bedienten in Handlungssachen angesehen. Mein Ritter war ganz besonders wohl gelitten, und ich hätte nicht gedacht, daß er ein Anverwandter des Kaufmanns werden sollte. Die Aufführung desselben war mir gleich Anfangs verdächtig. Er entfernte sich offt zu einer Zeit von uns, wo wir gewöhnlich beisammen waren. Er brachte uns zuweilen Wein und Cofee, ohne daß er uns sagte, wo er es hernahm. Wir wollten ihn auch durch vieles Nachforschen, nicht böse machen, weil wir sonst seine Güte hätten verliehren können. Wegen unserer Verschwiegenheit war er so sicher genug, denn die Sclaven pflegen eben nicht gerne ihre Heimlichkeiten auszutrommeln, und machen sich eine Ehre daraus, durch die Geschwindigkeit ihrer Hände, etwas zu erwerben. Ich kroch einstens Abends aus meiner Hütte heraus, und gieng in dem Garten, aus Mangel des Schlafes, spazieren. Ein kleines Gelächter, welches ich hörte, machte mich so neugierig, daß ich darauf zugieng. Ich konnte meinen Landsmann gar wohl erkennen, der in der lustigsten Stellung von der Welt, auf einer Rasen Bak, bei der Tochter meines

nes Herren saß, und eben nicht von denen verdrüßlichsten Sachen handelte. Das lose Mädgen trug so vieles zu seinem Vergnügen bei, daß mir in der That ein kleiner Neid ankam. Des andern Tages suchte ich den Herrn von Conrai zu verstehen zu geben, daß ich mehr von seiner Liebe wisse, als er wohl glaubte. Ob ich gleich dieses ganz verblümt that, so verstunde er doch meine Meinung, beantwortete sie aber ganz kaltsinnig. Der Zustand dieses Ritters kam mir in Wahrheit gefährlicher vor, als er ihm selbst scheinen mochte. Ich nahm mir die Freiheit es ihm vorzustellen, ich fand aber so wenig Gehör, daß es mich beinahe reuete, meine Gedanken eröfnet zu haben. Der Ausgang war dieser, daß er die mahomedanische Religion annahm, und die Tochter unsers Herrn heirathete. Es hatte ihn diese Veränderung zu einen der vornehmsten Leute gemacht, und vermuthlich mochte ihn sein nageres Glüke, eine so verzweiffelte Sache gerathen haben. Doch war seine Frau von einer nicht gemeinen Schönheit. Wie darauf unser Herr nach Constantinopel reisete, so mußten wir mit kommen, und daselbst bin ich an den Caimacan verhandelt worden. Die Veränderungen, die mir dabei vorgefallen, sind gar nicht merkwürdig, daher will ich sie übergehen, und mir eure Freundschaft ausbitten.

So beschloß der Herr von Vandeville seine

Geschichte. Er war ein Mann von ohngefehr 36. Jahren, und sahe recht gesund und lebhafft aus, welches auch in der That seine Haupteigenschafft war. Seine elende Umstände schienen ihm fast gar nicht anzugehen, und ich habe niemals einen Menschen gesehen, der den Gleichgültigen so wohl hätte spielen können. Von der Religion und Tugend machte er eben nicht viel Wesens, und wenn er nichts Böses that, so mußte man es bloß der Güte seines Temperamentes zuschreiben. Vermuthlich hat er diese Philosophie deswegen angenommen, weil ihn kein anderes Mittel die Härte seines Standes versüssen konnte. Wir lebten also so vergnügt, als wenn wir die glüklichsten Leute wären. Mein größtes Vergnügen war es, dem Ritter alle Gefälligkeiten zu erweisen, und sein Gemüthe wieder in eine vernünftige Empfindlichkeit zu versetzen. Ich war darinnen nicht ganz unglüklich, und ich sahe gar bald einen geseztern und vernünftigern Mann. Bald aber wäre die Geschichte des Hamburgers vergessen worden. Hier ist sie:

Geschichte eines Hamburgers.

Mein Name ist Hartwig Bekers, mein Geburts-Ort das reiche Hamburg. Mein Vatter ist mir schon in dem dritten Jahre, durch einen allzufrühen Tod entrissen worden, meine Mutter aber hatte so wenige Lebensmittel, daß ihr das Elend so unerträglich wurde, daß sie in einem Jahre meinem Vatter

ter in die Ewigkeit nachfolgte. Wie sie starb, so war ich ganz alleine mit einer getreuen Magd bei ihr, die ihr Bißgen dabei zusetzte. Meine Anverwandten giengen lange zu Rath, was man mit mir anfangen sollte, der meisten Ausspruch fiel dahin, mich als ein herrenloses Guth, der Obrigkeit zu überlassen. Die reichste von meines Vatters Schwestern aber, die einen Kaufmann zur Ehe hatte, hielte dieses vor einen Schimpf, und nahm mich zu sich. Da wurde ich nun ganz wohl erzogen, wiewohl ich ihren Kindern aufwarten mußte. So sehr ich nun lieber befohlen, als solchen Kindern, die nichts von mir unterschiede als das unvorsichtige Glüke, aufgewartet hätte, so willig mußte ich der Gewalt derer Gewohnheiten in der Welt nachgeben. Denn mein Vatter war eben so gut ein Kaufmann, als mein Vetter, nur daß mein Vatter unglüklich gewesen. Man ließ mich im Christenthum, und im lesen und schreiben, wohl unterrichten. Ich fand eine grose Neigung zum Studiren bei mir, und brachte es durch meinen Fleiß so weit, daß ich etwas Lateinisch und Französisch lernte. Daher kamen einige auf die Gedanken, meinen Vettern zu überreden, daß er mich studiren liese. Allein dieser fertigte diesen Vortrag mit einer ziemlichen Grobheit ab. Man wollte mir auf eine andere Art dazu behülflich sein. Die Sache war diese: Es war eine Kaufmannstochter in Hamburg, die ziem-

liche Mittel besaß, aber einen ausserordentlichen elenden Leib und unerträgliche Gemüthsart hatte. Dieses Frauenzimmer hatte eine kleine Neigung auf mich geworfen. Man that mir dahero diesen Vorschlag: Ich sollte zum Studiren gelassen werden, und die Jungfer R*. würde das Geld vorschiessen, wenn ich angelobte, sie nach Endigung meines Studirens zu heirathen, und die Würde eines Doctors anzunehmen. Dieser Antrag wurde von mir, als unanständig, verworfen. Ob ich nun gleich glaubte, sehr vernünftig gehandelt zu haben, so waren doch meine Freunde sehr unzufrieden damit, und warfen mir meine Armuth und die Wohlthaten, die sie mir erwiesen, auf die niederträchtigste Art vor. Dieses Verfahren gefiel mir so wenig, daß ich mich entschloß, meinen Vettern zu verlassen. Da ich ihn dieses vortrug, so war er so höflich gegen mich, daß er der Sache ein ganz anderes Färbchen anstrich, und mich nöthigte, bei ihm zu bleiben. Er muß gewiß von meinem Dienst, den ich ihm in seinem Geschäffte leistete, keinen Schaden gehabt haben, weil er so sehr trachtete, mich bei sich zu erhalten. Ich hatte auch schon das Handlungswesen so wohl begriffen, daß ich alle Verrichtungen eines Bedienten versah, ohne die Einkünffte desselben zu haben. Wie aber seine 3. Söhne selbst fähig waren, ihm in seinem Gewerbe Beistand zu leisten, so

wurde

wurde ich abgeschafft. Ein neues Kleid und 20. Thaler war alles was ich aus seinem Hause mitbrachte. Darauf kam ich nach Amsterdam in einen sehr guten Dienst. In einer Zeit von 3. Jahren hatte ich mir so viel ersparet, daß ich anfieng, mit Genehmhaltung meines Herrn, einen eigenen kleinen Handel anzulegen. Meine Verrichtungen zogen mich zweimal nach **Lisabon**, und einigemal nach **Engeland**. Der Himmel segnete mich dergestalt, daß ich in einer Zeit von 7. Jahren, einen reichen Mann vorstellte. Es ist dieses leicht zu begreifen, wenn man voraus setzt, daß ich sparsam, unermüdet, und in dem Rufe eines ehrlichen Mannes gewesen. Man wird also nicht zweifeln, daß ich gute Gelegenheiten zu heirathen gehabt. Ich hatte bei allen dem meinen besondern Geschmak. Die wenige Stunden, die mir meine Geschäffte frei liesen, hatte ich dem Lesen guter Bücher gewidmet. Mein Herz nahm die darinn enthaltene Wahrheiten, mit einer grosen Anwendung an, und also pflegte ich in vielen Stüken darnach zu handeln. Daher verwarf ich auch die meisten Anträge vom Frauenzimmer, weil sie den Probestein meiner Regeln nicht aushielten. Wenn ich andern hätte nachahmen wollen, so hätte mir der Vorschlag eines reichen Mädgens am leichtesten gefallen müssen. Aber ich setzte den Reichthum nicht zum Grunde meines Verhaltens, und ich glaubte,

daß ein wahrhaftig vergnügtes Leben einem so vergänglichen Dinge unendlich vorzuziehen sei. Daher heirathete ich die Tochter eines ehrlichen Mannes, die bei einer ausserordentlichen Schönheit, das edelste Herz besaß. Niemals wird eine Person mehr wirthschafftlicher und doch uneigennütziger gewesen sein. Niemals wird die Zärtlichkeit von der Eitelkeit und Wollust weniger verstellt gewesen sein. Die Gottesfurcht wird nie weniger Heuchelei und Scheintugend gehabt haben; als bei meiner Frau. Da sie aber so ausnehmende Vorzüge besessen, so ist sie doch von Werbern niemals überlaufen gewesen. Sie hat aber eben so wenig nach einer ungleichen Verbindung getrachtet. Ich kan sagen, daß mich die Schönheiten ihrer Seele weit mehr, als ihr blühender Leib gereitzet hat. Es war auch der beste Umstand, daß ich in meiner Liebe glüklich war, dieser, daß sie den Vorwurf meiner Zuneigung sehr gut einsehen konnte. Dieses verursachte, daß ihr Herze zu meinem Besten redete, ehe ich glaubte, daß es vor mich eingenommen sei. Dadurch wurde ich vieler verliebter Umschweife überhoben, die ia ohnehin vernünftigen Menschen unanständig sind. Ihr Vermögen war so beschaffen, daß sie in Zukunft ein armseliges Leben hätte führen müssen, welches bei denen geringen Einkünften ihres Vatters ohnehin nicht allzuprächtig war. Diese Umstände aber waren nicht fähig,

ig, ihr ruhiges Gemüthe zu zerstreuen;
ewiß eine Frucht einer ächten Tugend! Die-
e reine und tugendhafte Seele, die in einem
chönen und gesunden Leibe wohnte, brachte
nir in der That ein beneidenswürdiges Glüke
n mein Hauß. Mein Vermögen aber er-
ielte einen so geringen Zuwachs, daß man es
aum mit diesem Namen belegen darf. Ein
eicher Nachbar von mir, der ein sehr red-
cher Mann war, nennte dieses ein unge-
eimtes Vergehen, und fiel mir mit seinen
eitzigen Sittenlehren, in dieser Sache sehr
eschwerlich. GOtt segnete meinen Han-
el, und durch dessen Gnade fand ich täglich
eue Süßigkeiten in meiner Ehe. Aber mein
lüke war leider! nur allzugeschwinde von
ir gewichen. Die tugendhafteste unter
llen Frauen, meine allerliebste **Leonora**,
arb! Hier konnte der wakere Mann nicht
ehr reden. Seine Thränen erstikten alle
Worte. Endlich, nachdem sein Schmerz
was nachließ, fuhr er also in seiner Erzeh-
ng fort: Meine Frau kam in die Wochen,
id erfreuete mich durch die Geburt mit einer
ohlgestalten Tochter. Eine schwere Krank-
it raubte mir dieses theure Ehepfand in
enig Tagen. Meine Frau folgte diesem
ben Kinde in kurzer Zeit nach. Ewig will
) an das Ende dieser eifrigen Christin ge-
nken! Man kan nicht standhafter in den
od gehen, wenn man auch durch die schrök-
hsten Erfahrungen, diesen grausamen

Feind des menschlichen Geschlechtes, gleichsam von weiten erblikt hat. Meine Frau war nur bedacht, mich zu trösten, und ihre Seele mit dem unvergänglichem Gute zu unterhalten, welches sie in dem Sitz derer Gerechten geniessen wollte. Ich war ganz untröstlich über einen Verlust, der gar nicht konnte ersetzet werden. Man hätte mich lange Zeit eher vor einen Träumenden, als lebendig muntern Menschen gehalten, wenn nicht die Erfahrung eine so wahrscheinliche Einbildung widerleget hätte. Meine Handlung wurde durch meine ausserordentliche Gemüthsbeschaffenheit, zu meinen grosen Schaden, verabsäumet. Daher hatte ich viele Mühe, bis ich sie wieder in Ordnung bringen konnte. Ich wurde genöthiget noch einen Bedienten anzunehmen; aber wie erstaunte ich nicht, als mir der Sohn, meines Vetters in Hamburg, dazu vorgeschlagen wurde. So wenig Gerechtigkeit mir nun derselbe wiederfahren lassen, da ich in seinem Hause war, so erfreulich war es mir, daß ich ihm zeigen konnte, daß ich ein besseres Bezeigen verdient hätte. Der junge Hamburger erinnerte sich dieser Umstände gar wohl, und bat mich, daß ich daran nicht mehr gedenken möchte. Dieses bewog mich zu den heissesten Thränen, indem ich die weise Vorsehung, in dieser Sache, bewunderte. Die Eltern meines Vetters waren schon vor einigen Jahren gestorben, und sein Bruder, wel-

welcher ihre Handlung übernommen hatte, mußte, wegen seiner liederlichen Aufführung, landflüchtig werden, nachdem er zuvor seine Brüder und Glaubiger um eine wichtige Summe gebracht hatte. Da nun diese Leute damit in den ärmsten Zustand versetzet worden sind, so hielte ich diese Gelegenheit vor einen Vorwurf, der meine Pflichten, zum Besten dieser Unglüklichen, bestimmen mußte. Man suchte mich vergebens zu einer zweiten Heirath zu bereden, wer konnte mich also hindern, meinen Vettern an Kindesstatt anzunehmen? Dieses war der Vorsatz, den mich die Liebe, zu meiner Pflicht, ergreifen ließ. Ich stellte aber doch einige Untersuchung an, ob mein Vetter, eines solchen Glükes würdig wäre? Mein größtes Vermügen war dieses, daß ich ihn, nach meinen Wunsch, befand. Die Veränderung seiner Umstände, hatte in ihm das unschatzbare Gut, einer tugendhafften Aufführung gestärket. Meine Absicht war auch, seinen zweiten Bruder zu mir zu nehmen, dieser aber hatte sich durch eine vortheilhaffte Verbindung, in einer berühmten Stadt, zu einen der angesehensten Handelsleute gemacht. Von dem ältesten konnten wir gar nichts in Erfahrung bringen. Wie ich meinen Vettern, nach allen rechtlichen Gepräugen (Solennitäten) an Kindesstatt angenommen, so wurde mein Gemüthe wiederum in alle seine vorige Ruhe eingesetzet. Meine Geschäffte wur-

wurden durch meinen Sohn merklich erleichtert, und hatte ich ein Mißvergnügen, so war es dieses, daß ich meine liebenswürdige Frau beweinte, und wegen des Bruders, meines Sohnes, in Sorgen stund. Wenn man die Gefährlichkeiten weiß, in welche sich so verderbte Menschen, gemeiniglich stürzen, so wird mein Kummer allerdings gerechtfertiget sein. Inzwischen waren alle meine Nachforschungen nach ihm vergebens. Wie ich darauf einstens in Geschafften einen Ausgang machte, so wurde ich gebeten, in ein benachbartes elendes Wirthshauß zu tretten, weil daselbst ein kranker Anverwandte meiner begehrte. Ich schlug dieses Ansuchen, im Anfang, ab, weil sich in dergleichen Wohnungen, gemeiniglich die gottlosesten Leute aufhalten, wo man an der Ehre und dem Leben öffters, auf die grausamste Art, verletzet wird. Wie ich aber bedachte, daß es ietzt doch nicht zu vermuthen, daß ein Bubenstük dahinter wäre, zumahlen es ohngefehr um Mittag war, und ich einen Bedienten bei mir hatte, so folgte ich dem Menschen nach, der mich darum angesuchet. Wie ich in das Hauß kam, so wurde mir eine elende Kammer eröffnet, wo ich meinen Vettern, in einem zerlumpten Bette so schwach und niedergeschlagen antraf, daß ich ihn kaum erkennen konnte. Dieser betrübte Anblik rührte mich so sehr, daß ich vor vielen Thränen meinen Vettern lange nicht anre-

den

en konnte. Er war in einem gleichen Zu-
tand, nur mögen die Ursachen verschieden
ewesen sein. Ich sagte ihm sodann weiter
ichts, als daß ich mich erfreue ihn zu sehen,
aß ich mit seinem Zustand betrübt wäre,
nd daß ich bedacht sein wollte, ihm bessere
Bequemlichkeit zu verschaffen. Er wollte
ir lange seine Umstände erzehlen, aber ich
ab es nicht zu, weil ich sie ohnehin einsehen
onnte. Ich machte gleich Anstalt ihn zu
ir zu schaffen, und trug vorher Sorge, sei-
em Bruder unter einem gewissen Vorwand
u bewegen, etwas vor mich zu besorgen; denn
h besorgte eine allzugrosse Gemüthsbewe-
ung, bei einem so traurigen Auftritt, der ihm
ätte nachtheilig sein können. Man brachte
lso diesen unglüklichen Mann zu einer Zeit
mein Hauß, da mein Sohn von demselben
ntfernet war. Ich mußte vors erste in dem
Wirthshause seine Schulden bezahlen.
Darauf mußte ein Artzt erscheinen, und end-
ch mußte ich meinen Sohn, auf eine ge-
hikte Art, die Begebenheit mit seinem Bru-
er beibringen. Wie er also in mein Hauß
rüke kam, so trug ich Sorge, es ihm vor-
utragen. Man kan sich leicht einbilden, wie
hr dieser gute Mensch über diese Nachricht
staunet sei. Tausend verschiedene Ge-
üthsbewegungen bemeisterten sich wech-
lweise seiner Seele, aber endlich behielt
e Liebe und Sorgfalt, vor seinem Bruder,
e Oberhand. Er flog gleichsam zu ihm

Alles

Alles weinte über ihre Begegnung. Ich hatte Mühe ihn wegzubringen, da doch sein Bruder der Ruhe nöthig hatte. Wir hatten schon alle Hofnung zu einer vollkommenen Genesung, als uns der Artzt, der einer der berühmtesten und wahrhaftigsten Leute von der Welt war, alle Hofnung wieder benahm. Daher waren wir bedacht, einen wakern Geistlichen zu finden, der ihn das Gewissen schärfen, und ihn zu seinem Tod zubereiten sollte. Ich ließ meinen Beichtvatter kommen, dem ich des Sterbenden Umstände erzehlen mußte, nach denen er seinen Trostspruch und Gewissensprüfung einrichtete. Nichts war ihm schmerzlicher, als das Andenken seines untreuen Weibes, welches ihn nach seiner Flucht alsobald verließ, und durch ihre Aussagen erst seinen Proceß verschlimmerte. Man konnte ihn dahero kaum eine Art der Rache ausreden, die er wider diese niederträchtige Person, in seiner Brust aufwallen ließ. Während dieses gefährlichen Lagers, hatte ich an meinem Sohn alle Arten des Trostes fast vergeblich angewandt, und ich war würklich seines Lebens wegen in Angst, da sein unglüklicher Bruder das Seinige, mit vielen Kennzeichen einer aufrichtigen Buße, dem Schöpfer wieder überlieferte. Doch gelang es mir meinem Sohn wieder aufzubringen, dem aber der betrübte Tod seines Bruders eine so grose Schwermuth hinterließ, die mir endlich so

viele

viele Sorgen machte, als angenehm sie mir zu einer Zeit gewesen, da sie in die Schranken einer zärtlichen Bruderliebe, eingeschlossen gewesen. Ich war daher sehr bedacht, eine solche Gemüthskrankheit zu heilen. Es gelang mir auf diese Weise: Ich führte ihn in Gesellschafften junger angenehmer Leute, und machte ihn mit Frauenzimmern bekandt, weil es mir auch angenehm gewesen, wenn er sich verheirathet hätte. Denn ich wollte ihn keine Frau aufdringen, sondern ihn selbst nach seiner Freiheit wählen lassen. Er wurde von diesen holdseligen Jungfern zu einen ganz andern Menschen gemacht. Seine Veränderung gefiel mir, und wer war vergnügter, als ich, da er mich kurze Zeit darnach um die Einwilligung zu einer Verbindung bat, die er mit einem Frauenzimmer treffen wollte, die ich ihm ohnehin in meinen Gedanken gewunschen hatte. Seine Ehe ist eine der vollkommensten. Wir legten darauf einen richtigen Handel nach Smirna an. Die Umstände erforderten die Gegenwart eines von uns beiden. Nach einigen freundschafftlichen Streit nöthigte ich meinem Sohn zu Hause zu bleiben, und gieng selbst nach Smirna. Ich kam glüklich daselbst an, und hatte beinahe meine Verrichtungen mit dem besten Fortgang zu Ende gebracht; als mir ein Schreiben von einen vornehmen Holländer überbracht wurde,

worin-

worinnen er mich bat, seine Freiheit bei seinem Herrn, gegen eine wahre Erkänntlichkeit, zu erkaufen. Ich gieng auf diese Nachricht zu den Murza Kidan, so nannte sich der Besitzer des Holländers, und bote ihn eine gute Summe, in der Meinung, den Holländer zu erlösen. Dieser Mann war über diesen Antrag so erhitzet, daß er mir mit entblößtem Sebel drohete, wenn ich dergleichen Kauf ferner begehren wollte. Man kan wohl denken, daß ich weiter mit keinem Worte mehr desselben gedacht habe. Ich war nur froh, daß ich ohne Schaden durchwischte. Der Herr van Milenhoek aber wiederholte sein Ansuchen bei mir, mit so beweglichen Ausdrüken, daß ich bewogen wurde, alle mögliche Mittel anzuwenden, einem so wakern Mann aus der Sclaverei zu erretten. Alles aber, was ich nur unternehmen konnte, seinen barbarischen Herrn einzunehmen, war vergebens. Dieser unglükliche Fortgang, meines Unternehmens, betrübte mich. Der Herr van Milenhoek meldete mir darauf, daß man ihn nun mit List befreien müsse, nachdem andere Versuche keine Würkung gethan. Ich war so verwegen, den allerkühnsten Vorschlag einzugehen. Wir wollten Abends um 10. Uhr eine Oefnung in eine Mauer machen, an welcher der unglükliche Milenhoek seine Wohnung hatte. Ich richtete alles zu dieser Unternehmung ein.

Murza

Murza Kidan wohnte auf dem Lande ohnweit Smirna, und die Zugänge zu dem Hause desselben, waren mir von dem Herrn van Milenhoek genau beschrieben. Mein Bedienter allein begleitete mich zu dieser kühnen That. Wir begaben uns Abends aus der Stadt, und machten mit unsern Instrumenten ein ziemliches Loch an dem bezeichneten Orte. Milenhoek kroch sehr erfreuet zu uns, und umarmte mich auf das Zärtlichste. Wir feilten seine Kette in einer kurzen Zeit ab. Aber, o GOtt! was vor ein Unglük folgte auf diese That. Wir waren kaum mit unserer Arbeit gar fertig, so überfiel uns Kidan mit etlichen Soldaten. Es war nichts anders zu thun, als daß wir uns wehrten. Wir erwurgten 5. Soldaten, ohne daß wir gedachten das Gewehr zu streken. Mein armer Bediente wurde darauf niedergehauen, und ich und Milenhoek wurden dergestalt verwundet, daß ich gemeint, wir würden nicht eine halbe Stunde mehr leben. Man brachte uns in einem sehr guten Ort, wo man uns sorgfältig pflegete, und unsere Wunden verband. Wir wurden beede wieder geheilet. Milenhoek trug 100. Prügel auf die Fußsohle davon, und ich wurde mit einem Strik so offt auf den Bauch gehauen, daß ich mich ganz ohnmächtig schrie. Murza Kidan sahe meine Gefahr, so daß er den Gardian, der

mich

mich so zurichtete, mit seinem Stok einige derbe Streiche versetzte. Ich kam, wider alles Vermuthen, von dieser unmenschlichen Strafe, wieder völlig auf. Darauf wurde einer von unsern Sclaven, ein Italiener, weil er ein türkisches Mädgen genothzüchtiget hatte, in die Haken geworfen. Unser Herr hatte die Gewohnheit, uns allezeit dergleichen traurige Hinrichtungen, an Sclaven, ansehen zu lassen, und wir waren es zufrieden, weil wir damit einigermassen von unserer schweren Arbeit kamen. Milenhoek hatte inzwischen das Glük, daß er dem Tochtermann meines Herren zu Theil wurde, der ein überaus billiger Mann war. Seine Trennung machte mir viele Schmerzen, ob er eigentlich gleich Ursach an meinem Elende ist. Darauf kam der Caimacan zu Murza Kidan, welchen man die Sclaven, eben so, wie die Pferde, vorführte. Meine Bildung gefiel diesem gnädigen Herrn so wohl, daß ich ihm geschenkt wurde. Ich bin in Wahrheit von dem Caimacan recht gut gehalten worden, und Ach! ich habe diesem guten Herren, nur 2. Monate gedienet. GOtt gebe, daß meine Bande zerbrochen werden, damit ich in dem Schoße der Christenheit und meines lieben Sohnes, meinen Geist aufgeben könne!

Diß war die Geschichte eines Hamburgers, welcher in der That ein recht frommer

und

) ehrlicher Mann war. Ich konnte mei
Neigung gegen ihn gar nicht widerstehen,
) eine geheime Kraft zog mich, demselben
ine ganze Freundschafft zu geben. Er ver-
erte mich gleichfalls, daß bei ihm eine un-
neine Zuneigung, gegen mich, bei dem er-
Anblik meiner Person, entstanden. Ich
l mich nun mit dieser Sache nicht aufhal-
, die man die Sympathie nennet. Die
eltweisen mögen sich immer damit herum-
ken, ich will dadurch genug überwiesen sein,
mir eine vortheilhafte Erfahrung, daß es
eilen Menschen gebe, die bei dem ersten
blik eine grose Neigung gegeneinander
finden, ohne einen andern Grund, als
a eine einnehmende Gesichtsbildung, zu
en. Aber diese muß nach dem besondern
schmak, der empfindenden Person sein.
) verfolgte mit meinen Sclaven, mein e
ise wieder nach Mousoul. Wir erschra-
einmal gewaltig, als wir einen grosen
aub von weitem vor uns aufsteigen saher,
welchen hernach ein groser Schwarm
ter und Camele hervorrauschten. Un-
Furcht aber verschwand, als wir diese
e an einen waldigten Orte einige Zelten
chlagen sahen, deren Schönheit uns der
vesenheit einiger Personen vom Stande
icherten. Zwei Reuter, die auf uns an-
ngten, machten doch, daß wir das Ge-
r zur Hand nahmen. Doch war unsere
üstung unnöthig. Der Schek von . . .

ließ uns zu sich rufen, damit wir ihm Gesellschafft leisten sollten. Wir ritten mit denen 2. Reutern zu ihn, und wurden sehr höflich empfangen. Man trank Cofee und rauchte Tabak, wobei uns der Schek seine Lebensumstände erzehlte. Er hatte seinen ältesten Sohn bei sich, der schon beinahe 60. Jahr alt war. Der Schek war ein Herr von einem sehr gutem und ehrwürdigen Ansehen, der sein Volk weißlich regierte. Er war fast unumschrenkt, weil er von dem Propheten Mahomed einen Freibrief aufzeigte, dem die Türken heilig nachlebten. Seine Unterthanen unterscheiden sich auch ganz von andern Arabern. Die Arbeit, die Künste und Wissenschafften, und alles was ein Land glüklich macht, war bei ihnen im Flor. Sie waren dem Raube gar nicht ergeben, und niemals wurde die Menschenliebe genauer ausgeübet, als bei denen Unterthanen des Scheks. Keine Ordnung des Ranges derer verschiedenen Stände, waren unter diesen Leuten eingeführet. Ein ieder hatte seinen Rang von seinen Verdiensten, und er war so bald in dem Besitze desselben, so bald man seine Verdienste erkannt hatte. Sie hielten es vor ungereimt, daß der Rang erblich wäre, und also wär er eine Folge der Tugend, und nicht der Geburt, welche ihnen nicht diejenigen Bestimmungen beilegen konnte, wodurch sie diese Rechte erlangten. Daher wunderte mich gar nicht, als ich des vornehmsten Bedien-

nten Sohn, die Pferde füttern, und über-
upt alle Pflichten eines Pferdeknechts er-
len sah. Der Schek hatte allein dieses
echt, daß der Adel bei seinen Erben hafte-
so wohl, weil es ihm Mahomed verlie-
n, als auch, weil sie die Meinung hatten,
ß damit einer grosen Unordnung begegnet
rde. Sie strafen die Verbrechen mehr,
an sich klein sind, aber allezeit den Grund
össerer in sich enthalten, als die gröβten La-
r, weil sie glauben, daß die Obrigkeit die
ründe der Uebelthaten ausrotten müsse, in-
n sie sich, im Gegentheil, die Schuld aller
erbrechen beilegen müßten. Deswegen
ben sie keine geschriebene Gesetze. Ein ieder
uft sich auf die Gewohnheit. Da dieselbe
em ieden bekandt ist, so haben sie niemals
sache, einen weitläufftigen Beweis zu füh-
n. Müßiggänger werden also gar nicht ge-
ltet. Dadurch überheben sich der Mühe
enige zu bestrafen, die durch die Trägheit,
Verleumdern, oder zu unvernünfftigern
Zollüstlern, gemacht werden, weil sie solche
nde Menschen nur den Namen nach kennen.
ieses, und viele andere, waren die Gebräu-
ihrer Vorfahren, und kan man sich ver-
ndern, daß sie solche beibehalten, da sie
ien zu Quellen einer grosen Glükseligkeit
nen? Der Schek hatte die Gnade, mir
ses umständlich zu erzehlen, wogegen ich ihn
ch von andern Regierungs-Arten Bericht
n muβte, weil er sagte, daß ein Herrscher

allezeit aus dergleichen Sachen, seinen Vortheil ziehen könne. Bei meiner Trennung von diesen grosen Geist, mußte ich 2. Pferde, und einiges Geld, nebst Cofee und andern Früchten des Landes, annehmen. Wir unterredeten uns auf unserer Reise lange Zeit von denen erhabenen Eigenschafften dieses Herren, und war der Hamburger von der Einrichtung seines Staates ganz bezaubert. Ich wollte wenigstens wünschen, daß man insonderheit unter denen Christen dergleichen Masregeln annehme, damit die Ehre unserer heiligen Religion besser behauptet würde. Wir kamen in 2. Tagreisen in Bagdad an. Diese Stadt ist so berühmt und ansehnlich, daß ich mir vornahm einige Tage da zu bleiben, weil wir ohnehin nicht mehr von unsern Aufenthalt allzuferne waren. Ich hüte mich wohl diesen Ort zu beschreiben, der in denen Geschichten und Reisebüchern bekandt genug ist. Aber hätte ich wohl vermuthen können, daß mir daselbst das gröste Vergnügen von der Welt hätte wiederfahren sollen? Ich sahe meine Julima, welche sich in einem Garten ohnweit Bagdad aufhielt, und der wegen seiner Schönheit mich bewog hineinzutretten. Sie war ganz alleine an einem Gebüsche, wo ich sie, in einer recht brünstigen Andacht, beten hörte. Meine Neugierde hätte sie beinahe in einer so seligen Handlung gestöhret, aber ich that mir einige Gewalt an, um meinem Vergnügen, keine so lobenswürdige Sache, auf-

zuopf-

opffern. Wie ich aber muthmaßte, daß sie nun ihren Ort verlassen würde, so eilte ich gemächlich auf sie zu. Sie that einen lauten Schrei, über meine unvermuthete Erscheinung, und sahe mich als eine Person an, die fast ausser sich selbst gesetzet war. Nachdem sie sich wieder gefasset, so fiel sie mir so zärtlich um den Hals, daß ich Thränen vergoß. Sie erzehlte mir sodann, daß **Mustapha** nach **Constantinopel** gereiset, und daß ihr Vatter ihn dahin begleitet habe, weil sich ihre Umstände bey der Pforte um ein groses gebessert. Aber, verfolgte sie, nun ist es Zeit, daß wir unser Vorhaben ins Werk setzen. Sie zeigte mir die Anstalten, die sie dazu gemacht, und sagte, daß sie nur noch immer auf mich gewartet hätte. Ihr Vatter, der ein gebohrner **Babylonier** war, hätte sich dahin begeben, um seine Güter, deren er sehr wichtige besaß, zu besichtigen, und einen günstigern Stern an der Pforte zu erwarten. Ich wollte deswegen Anstand nehmen, den **Mustapha** zu verlassen, weil ich mich gar nicht vor dessen Sclaven hielte, sondern vielmehr dessen Hofmeister war, und auch in allem darnach gehalten wurde. Sie benahm mir aber diesen Zweiffel, durch Vorhaltung einer weit grössern Pflicht, ihre und meine Gewissensfreiheit zu bewirken, in deren Ansehung die Pflicht gegen den **Mustapha**, als eine Hinderniß einer folgenden weit stärkern, diesen Namen gar nicht verdiente. Denn es ist nichts ungereim-

ter, als wenn man in dem Fall einen Zusammenfluß oder Anstoß der Pflichten vermeinet, da doch eine der andern widerspricht, und mithin, wenn man zu der einen verbunden ist, ohnmöglich zu der andern verbunden sein kan. Daher nahm ich ihren Vorschlag an. Ich hatte nicht Ursache, dem Maltheser und dem redlichen Kaufmann mein Vorhaben zu verbergen; und wie gerne versprachen sie mir nicht Blut und Leben, zu einer so anständigen Unternehmung herzugeben. Zulima war besorgt alle ihre Kleinode zusammen zu bringen, und ich war auch zufrieden, daß mein Beutel nicht gar leer war. Wir unterredeten uns darauf, wie wir unsere Flucht geschikt einzurichten hätten. Wir fielen auf den Entschluß nach Damascus zu gehen, um entweder von da aus, oder über Smirna nach Europa abzusegeln, weil die meisten Gelegenheiten, an besagten Orten anzutreffen waren, und der Weg über Constantinopel uns allzugefährlich schien. Den Vorschlag nach Damascus zu gehen, brachte ich auf die Bahn, denn es war mir wegen des Schikſals meines Freundes, des Herrn von R*. bange. Ich konnte daselbst wenigstens von dem Murad Nachricht erhalten, und auf diese Weise, war es mir glaublich, auch des Herrn von R*. Umstände, in Erfahrung zu bringen. Meine Pferde gedachte ich schon noch zu verhandeln, und zudem schiene es mir besser in einem gutem Aufzuge zu reisen, da ich viel weniger Verdacht

dacht unterworfen zu sein vermuthete. Nun war die Frage, wie sich Julima zu uns begeben könnte, ohne daß man ihrentwegen genaue Nachforschungen anstellen könnte? Sie erdichtete zu dem Ende ein Schreiben, darinnen ihr Vatter befahl, daß sie aufs geschwindeste zu ihm kommen möchte, weil er etwas in Ansehung ihrer Versorgung verordnen wollte. Ich mußte den Brief überbringen, und mich anstellen, als ob mir die ganze Sache anvertrauet worden. Die Bediente des Vatters meiner Geliebten kannten mich alle so gut, daß man in meine Bottschafft gar keinen Verdacht setzte. Die Aufsicht über das Haußwesen wurde in dem angeführten Briefe einem Mann aufgetragen, der uns gefährlich und allzuscharfsinnig schiene. Dadurch wurde auch dieser verblendet, und übernahm ein Geschäffte sehr gerne, dabei er seinen Vortheil so wohl befördern konnte. Wir reiseten also ab, aber ia nicht nach Constantinopel. So gut auch unsere Sache eingerichtet war, so waren wir doch in Wahrheit sehr verzagt, und zweiffelten immer an den guten Ausgang unsers Unternehmens. Julima war die Beherzteste unter uns, und sprach uns dergestalt einen Muth ein, daß wir schamroth wurden. Sie schlug uns mit unsern eigenen Lehrsätzen, und zeigte durch ihr Beispiel die Gewißheit des göttlichen Beistandes, in denen Dingen, die man zu GOttes Ehre unternimmt. Wir hatten überhaupt unsere Reise mit einer völli-

gen Ergebung in den göttlichen Willen angetretten, und wir unterliessen auch nicht, den Himmel, durch unsere tägliche Andachten, zu unserer Beschützung, zu erbeten. Wir kamen glüklich zu Damascus an. Wir waren schon einige Tage daselbst, ehe wir das Geringste von Murath erfuhren. Dieses schmerzte uns über die Massen. Aber ich ließ in meinen Untersuchungen nicht nach. Murath hatte mir öffters von seinem Landhause gesagt. Ich bemühete mich auch solches ausfindig zu machen, ob es gleich nicht allzuleicht war, weil überaus viele solche Häuser um Damascus herum liegen. Es mußte aber doch eines davon dem Murath zugehören. Da ich lange nicht meinen Zwek erreichen konnte; so wurde ich auf einmal in alle meine Wünsche eingesetzet. Eben da ich ganz mißvergnügt nach meiner Wohnung zurükgehen wollte, wurde ich von einer Person von hinten dermassen umarmt, aber dabei durch ein Tuch verhindert, demienigen zu sehen, der mir so ausserordentlich begegnete. Man ließ mir lange meine Augen nicht öffnen, aber ich rief so zärtlich den Namen des Herrn von R*. aus, daß mich dieser liebe Freund gleich aus allen Zweiffel setzte, und mich mit vielen Freuden-Thränen umarmte. Ja, ich betrog mich nicht, er war es selbst, der Getreueste von meinen Freunden. Lange konnten wir keine Worte wechseln, dieweil unsere Begegnung so rührend war, daß wir uns fast einbildeten,

daß

daß dieses die besten Ausdrüke der Freundschafft wären. Als ich darauf den Herrn von R*. meine Flucht und Begleitung entdekete, so erstaunte er über meine Verwegenheit. Er meldete mir den Tod des großmüthigen Judaks, der bei einer gewissen Verrichtung getödet worden. Murath wäre noch nicht genugsam getröstet, und hätte immer eine brennende Begierde gezeigt, mich noch vor seinem Ende zu sehen. Man hätte meinetwegen nach Mousoul geschrieben, aber ich hatte keine Zeile davon gesehen. Mein Freund selbst empfände noch alles Vergnügen, bei dem unschätzbaren Umgange eines so tugendhaften Mannes, als Murath, und würde er niemals von ihm gehen, wenn ihm nicht eine Liebe gegen mich verbände, das Vergnügen mir zu folgen, allen andern Dingen vorzuziehen. Inzwischen sollte ich doch meine Türkin vor den Augen des Muraths verbergen, weil er in diesem Stüke seiner Religion alles andere aufopfern möchte. Er bestimmte mir den andern Tag, da ich Murath besuchen sollte, weil er gegenwärtig in der Stadt wäre, eine wichtige Sache zu entscheiden. Mein Freund folgte mir in meine Wohnung nach, und nahm Gelegenheit Zulimen seiner Freundschafft zu versichern, und ihren rühmlichen Eifer vor die Ehre GOttes zu bestärken. Der Herr von Vaudeville fiel in eine Krankheit, die mir viele Sorgen machte. Doch war es mir auch nicht zuwider, daß ich alleine mit

meinem Hamburger, den Murath besuchen konnte. Dieser rechtschaffene Mann empfing uns so zärtlich, daß ich ganz entzüket wurde. Nach vielen verwirrten Reden, wie es bei dergleichen Gelegenheiten herzugehen pfleget, da man auf einmal alles zu wissen verlanget, entdekte ich ihm endlich meinen Zustand. Er verwunderte sich über meine Flucht, aber er ließ doch die Gründe gelten, die mich dazu bewogen. Der Hamburger erwarb sich gar bald dessen Freundschafft, und man kan dieses leicht begreifen, wenn man voraus setzet, daß mein Gefehrte ein recht ehrlicher Mann gewesen. Dieses einzige schmerzte den Murath, daß wir nun auf ewig von ihm sollten getrennet werden. Seine Empfindlichkeit verriethe sich, durch ein sehr stilles und ganz niedergeschlagenes Bezeigen, daß ihm sonsten gar nicht eigen war. Er stund den heftigsten Streit aus, ob er uns nicht zurük halten könnte, oder ob er uns folgen sollte. Zu beiden reizte ihn seine Freundschafft. Aber die Liebe zu seinem Vatterland und zu seinem Sohn, mußte ihn doch zum Vortheil der Letztern bestimmen. Sein Sohn, der eine der vornehmsten Personen in Damascus war, verdiente auch alle Zärtlichkeit eines so liebreichen Vatters. Er besaß, ausser seinen vollkommenen persönlichen Vorzüge, so viele andere Eigenschafften der Seele, die ieden vernünfftigen Mann bezaubern müssen. Er war mit dem größtem Eifer der Pforte ergeben. Bei einem

uner-

unermüdenden Fleisse, war er doch in allen Sachen behutsam und gründlich. Seine Strenge war nie ungerecht, und seine Gelindigkeit uneigennützig. Er ist es, der die Gewohnheit eingeführet, daß diejenigen, welche den Richter zu bestechen suchen würden, die größte Vermuthung des Unrechtes hab, und also damit nothwendig in Strafe und Schanden kommen. Man hat aber einem Richter, so wohl, als andern Leuten, von einem wichtigen Stande, so gute Besoldungen gesetzet, daß sie nicht klagen können, als ob man ihren Verdiensten nicht Recht wiederfahren liesse. Seit dem, daß er die Stelle eines Cadi begleitete, hatte das Policei-Wesen und die Gerechtigkeit, eine ganz andere Gestalt bekommen. Murath hatte mit in Ursache einen so vortrefflichen Sohn hochgeachten, der eine Stüze des gemeinen Wesens geworden ist. Und welche Freude kan größer sein, als wenn man sich über den Einfluß seiner Handlungen, in das Wohl des gemeinen Wesens, erfreuet? Murath genoß dieses erhabenen Vergnügens. Wäre es also billig gewesen, wenn er sich von diesem redlichen Mann getrennet hätte? Wir konnten uns selbst nicht genug ergötzen, über die Güte, die uns der Cadi bewieß. Wir konnten an seiner Frau ebenfalls die liebenswürdigsten Eigenschafften entdeken. Sie überhäufte uns mit Liebkosungen. Der Herr von R*. war so guter Freund des Cadi, daß er ihn fast nie-

niemals wollte von sich lassen. Seine Verbindlichkeit gegen Murath aber verbote ihm an einem andern Orte zu wohnen, als bei seinem Freund und Wohlthäter. Bei diesem braven Mann konnte er alles finden, was ein vernünftiger Mensch zu wünschen hat. Ausser diesem machte er sich eine Freude, die Kinder des Cadi zu unterweisen, damit er doch auf einige Weise, diesem großmüthigen Mann dienen könnte. Der Büchervorrath des Murath, war auch fähig, dem Herrn von R*. das gründlichste Vergnügen zu verschaffen. Er gestunde mir aber doch, daß er ein so grosses Verlangen habe unter denen Christen seine übrige Tage zu beschliessen, daß es ihm unerträglich fallen würde, länger unter denen Türken zu bleiben. Wie wir nun sahen, daß uns ein längerer Aufenthalt in Damascus mehr schaden als nutzen würde, so reiseten wir nach Aleppo, wo uns Murath auf ein holländisches Schiff verdungen hatte. Der Herr von Vaudeville, war zwar von seiner Krankheit noch nicht völlig genesen, wir konnten aber unsere Abreise nicht länger aufschieben. Und wir hatten auch in der That Zeit aufzubrechen, weil wir widrigenfalls hätten aufgesuchet werden können. Dieses wird genug sein meine Furcht begreiflich zu machen, als mir den Tag vor meiner Abreise, der Zulima Vatter zu Gesichte kam. Ich wurde zum größten Glüke von ihm nicht gesehen, weil er mit andern Türken in einem ernsthaftem

Ge-

spräche begriffen war. Meine Angst aber
m deswegen doch nicht ab, denn man
egt sich dergleichen Sachen immer noch
rter vorzustellen. Inzwischen nahmen wir
n Murath und seinem Sohn Abschied,
gewiß rührend war. Wir wurden ge-
thiget wichtige Geschenke anzunehmen, aber
waren doch mit der Zärtlichkeit nicht zu ver-
eichen, die uns diese wakere Männer erwie-
n. Murath konnte kaum ein Wort vor
Wehmuth mehr vorbringen. Er schlich sich
eg, weil sein Schmerz allzubeissend war, und
eß uns nur noch seinen Seegen anwünschen,
nd sagen, daß es ihm unerträglich würde ge-
esen sein, eine so grausame Trennung lan-
er anzusehen. Man kan leicht erachten, wie
hwer uns dieser Abschied geworden. Wie
oir uns entferneten, so sahe Murath noch
nit Wehmuth nach uns, und rufte noch ein
rauriges: Lebe wohl! Meine Betrübtniß
würde unendlich gewesen sein, wenn mich nicht
noch einige Furcht, einiger Aufsuchung ge-
quälet hätte. Diese ließ kaum nach mich zu
martern, und ich wollte sie deswegen niemand
zu erkennen geben. Zulima war noch immer
standhafft, und der Herr von R*. suchte uns
durch sein Beispiel anzufrischen. Wir lang-
ten endlich zu Aleppo an. Nachdem wir das
holländische Schiff, daß uns abführen sollte,
erfraget, so schrieben wir an Murath und
dessen Sohn, den Cadi, um ihnen nochmals
zu danken. Der holländische Hauptmann

sagte

sagte uns, daß er noch einige Täge müßte still liegen, weil seine Verrichtungen noch nicht hätten können geendiget werden. So sehr uns nun solcher Aufschub kränkte, so mußten wir doch Gedult haben. Wir erhielten aber doch nach 5. Tagen die Bottschafft, daß das Schiff segelfertig sei. Mittlerweile hatte ich meine Pferde einem Kaufmann übergeben, der mir versprach, dieselbe an einen bestimmten Ort in Teutschland zu liefern. Ich hatte keine Gefahr dabei, denn es war ein reicher Mann, der einen einträglichen Handel mit asiatischen Pferden an europäische Höfe angeleget hatte. Nichts war uns vergnügter als die Zeit, da man unsere Sachen zu Schiffe brachte. Wir hielten insgesammt eine Andacht, GOtt vor den bisher verliehenen Seegen zu danken, und dessen Beistand zu unserer Reise zu erflehen. Darauf wurden wir, unter Anrufung des göttlichen Namens, zu Schiffe gebracht. Wir waren kaum da hineingetretten, als unser Kaufmann von einem sehr ansehnlichen Mann umarmet wurde. Dieses freundschafftliche Bezeigen rührte uns insgesamt, insonderheit da wir wahrnahmen, daß unser Gefehrte ungemein vergnügt dabei war. Wie er den Namen Milenboek dabei zum öftern nennte, so wußten wir schon zum voraus, wer es wäre. Wir betrogen uns auch nicht. Der Herr von Milenboek erzehlte uns, daß er wäre bald nach seiner Entfernung von Herrn Bekers, losgekaufet wor-

den,

n, und daß ihn sein Handel nach der Levante
ermals gezogen habe. Er bedauerte nur,
aß Letzterm seine Großmuth so theuer zu ste-
en kommen, und versicherte ihm, daß sein
Sohn in Holland, ganz untröstlich über seinen
Verlust wäre, und daß er vielen Leuten auf-
getragen, ihn zu befreien, es möchte kosten,
was es nur wollte. Im übrige, erfreuete er
ihn durch die Nachricht, daß sein Sohn sich
wohl befände, und seine Familie ziemlich wäre
vermehret worden. Man wird leicht begreif-
fen können, wie angenehm ihm diese Nachricht
gewesen sei. Unsere Farth gieng anfänglich
ganz sicher, wiewohl der Steuermann uns
einen gewaltigen Sturm prophezeiete. Er
traf auch richtig ein. Das Meer war auf-
geschwollen, daß wir glaubten unter dessen
Wellen unsern Tod zu finden. Da dieses
mit einem fürchterlichen Brausen, und un-
aufhörlichen Donnern und Blizen verknüpft
war, so kan man sich unsere Angst leicht vor-
stellen. Alles mußte arbeiten, daß in das
Schiff dringende Wasser auszuschöpfen, und
wir bei dieser Arbeit alle dermassen entkräftet,
daß wir uns endlich ganz und gar den Wel-
len überlassen mußten. Unter diesem erschrök-
lichem Ungewitter, sahen wir in der Ferne ein
Schiff mit einem abscheulichen Krachen in
Feuer aufgehen. Wie sich endlich das Wet-
ter einigermassen änderte, und wir bessere
Kräfte bekamen, so mußten wir das überflüßige
Wasser wieder auspumben. Julima, die so

her-

herzhaft gewesen, hatte kaum mehr einiges Leben an sich, so sehr hatte sie dieser schrekhafte Zufall eingenommen. Den dritten Tag endigte sich der ganze Sturm, und unsere Leute wurden alle, wie neugebohren. Unser Schiffshauptmann gestund uns, daß er dergleichen Sturm noch nie ausgestanden, ob er gleich ein erfahrner Schiffer war. Diese augenscheinliche Todesgefahr gab uns Anlaß, den Himmel vor seine gnädige Beschützung zu danken. Darauf sahen wir, daß einige Trümmer und Menschen von dem gesprengtem Schiffe herumschwamen. Aber dieses zog unsere Aufmerksamkeit weniger an sich, als ein junger Mensch, der auf einem Balken daher schwamme, und uns auf das Wehmüthigste um Hülfe anflehete. Wir setzten ein Bot aus, welches ihn in kurzen einbrachte. Er dankte uns mit allen Kennzeichen einer empfindlichen Dankbarkeit, vor eine der größten Wohlthaten von der Welt. Dieses war so einnehmend, daß wir alle vergnügt waren. Weil es aber sein Zustand nicht erlaubte, einige Nachricht von seinem Zustand einzuziehen, so mußten wir unsere Neugierde einschrenken, und vielmehr vor seine Ruhe besorgt sein. Nach einigen Tagen wurde er vollkommen wieder hergestellt. Seine Umstände erzehlte er uns auf diese Art:

Geschichte der Mademoiselle, de Villiers.

„Wundern sie sich nicht, sprach sie, daß ich

„ihnen

„ihnen gleich Anfangs das gröſte Geheimniß
„von der Welt eröfne. Ich bin ein Frauen-
„zimmer, und mein Name iſt de Villiers.
„Mein Vatter war ein franzöſiſcher Edel-
„mann, der nach der unglüklichen Verfolgung
„der reformirten Religion in Frankreich, ſein
„Vatterland mit dem Rüken anſehen mußte.
„Seine Güter wurden einem ſeiner Verwand-
„ten gegeben, der dem äuſſerlichen Schein
„nach ein recht eifriger Catholike war. Er
„war aber heimlich der reformirten Religion
„zugethan, und wechſelte beſtändig mit mei-
„nem Vatter Briefe, den er auch mit Geld
„unterſtüzte. Mein Vatter hatte im übrigen
„noch viele Liebe vor ſein Vatterland, und
„reiſete würklich dahin wieder ab. Er war
„ſo glüklich, zu dem Beſitz ſeiner Güter zu
„gelangen, und verheirathete ſich mit der
„Mademoiſelle de Galerande, die weiter
„nicht, als dem Scheine nach, eine Catholikin
„war. Sie waren ſchon lang verheirathet,
„ohne mehr als einen einzigen Sohn zu haben,
„ich bin erſt lange darauf erzeuget worden.
„Man ließ meinen Vatter immer in Ruhe,
„bis ihn ein Freund aus Paris ſchrieb, daß
„man ihn und den Prediger Jacheau, nech-
„ſtens aufheben würde. Dieſer war ein gu-
„ter Freund meines Vatters, und wollte ſeine
„Gemeinde nicht verlaſſen, ſo ſehr ihn auch
„mein Vatter dazu ermahnte. Mein Vat-
„ter, der die Gröſſe ſeiner Gefahr kannte,
„reiſete mit ſeiner Familie nach Engelland,

„wo wir glüklich ankamen. Weil meine El-
„tern eine solche Begebenheit schon voraus
„sahen, so hatten sie Zeit, einiges Geld auf
„den Nothfall zusammen zu bringen. Ihre
„Güter wurden gleich eingezogen. Wir hat-
„ten also ein Vermögen, welches kaum unser
„Leben erhalten konnte. Die Gnade des
„Hofes legte darauf meinem Vatter einen
„Gehalt zu, daß wir keine Noth zu befürch-
„ten hatten. Mein Bruder wurde in Holland
„hinlänglich versorget. Ich hatte auch Ge-
„legenheit zu heirathen, aber meine Eltern und
„mein Herze versagten ihre Einwilligung.
„Darauf wollte ich mit meinem Vatter eine
„Reise nach Italien thun, wohin er von einem
„Verwandten gerufen worden. Mein Vat-
„ter war so sorgfältig, mich mit Mannsklei-
„dern zu versehen, weil er mich dadurch vor
„einigen Ungelegenheiten wegen meines Stan-
„des, sicher setzen wollte. Wir wurden aber
„durch einen grausamen Sturm verschlagen.
„Meine Angst dabei ist nicht auszusprechen.
„Das Schiff war fast bereit zu sinken, als
„es auf einmal mit Feuer zersprengt wurde.
„Mein liebster Vatter, der mitten in der Ge-
„fahr, mehr vor mein, als sein Leben besorgt
„war, kam durch diesen Zufall, auf einmal
„aus meinen Augen. Und, Ach, mein Herze
„sagt es mir, daß ich ihn auf ewig verlohren!
„Ich ergrif den Balken, mit welchen ich in
„das Meer gestürzt, und die Vorsicht hat
„mich damit erhalten. Ich werde ihnen vor

„ihre

„ihre liebreiche Rettung und Aufnahme, un„aufhörlich verbunden sein.

Das Fräulein war ein sehr schönes und ganz besonders anmuthiges Frauenzimmer. Sie verband eine recht seltene Bescheidenheit mit ihren Thun, und hatte ein sehr redliches Gemüth. Wenn ich nicht Julimen geliebt hätte, so hätte ich mich gewiß um das Herz des Fräuleins beworben. Sie erwieß mir auch ein vollkommenes Vertrauen, und richtete mit Julimen eine genaue Freundschafft auf. Der Tod ihres Vatters war ihr so schmerzhaft, und preßte ihr so viele Thränen ab, als das allerzärtlichste Kind nur immer vergiesen kan. Der Herr von Milenhoek gestund mir den Eindruk, den das Fräulein bei ihm gemacht, und es war uns gar angenehm, daß er sich bemühen wollte, ihre Liebe zu gewinnen. Es geschah alles, in unserer Gegenwart, wenn er von seiner Neigung mit ihr redete. Da mir versichert wurde, daß er, ausser seinen Gemüthsgaben, von einem gutem Geschlechte und beträchtlichen Vermögen wäre, so trug ich es dahin an, daß ihn das Fräulein gefällig sein möchte. Der Herr von Milenhoek war auch in einem noch muntern und dauerhaften Alter, denn er war nur 32. Jahre alt. Er gewann die Gunst des Fräuleins, aber sie war so zärtlich, daß sie sich, ohne Wissen ihrer Mutter, in keine Verbindung einlassen wollte. Diese Vorsicht gefiel mir, obgleich die ungeduldige Sehnsucht

des Herrn von Milenhoek nicht dardurch beruhiget wurde. Er mußte damit zufrieden sein, daß sie ihn ihrer Gunst, auf eine sehr reizende Art, versicherte. Wir hatten endlich das Glüke in Holland anzulangen, nachdem wir noch eine mühsame Reise zurük legten. Wie wir nach Amsterdam kamen, so war unser gröſtes Vergnügen Herrn von Milenhoek und Herrn Bekers, in die Arme ihrer Anverwandten zu liefern. Wir wollten dieses so anstellen: Herr von Milenhoek ließ seinen Vatter unter dem Namen eines alten Freundes, in ein gewisses Landhauß rufen, und Herr Bekers ließ seinem Sohn sagen, daß ihn ein Kaufmann aus Smirna zu sprechen verlange. Es vergieng keine Stunde, so fanden sie sich beede ein. Der Sohn des Herrn Bekers war der erste, welcher mit einer zitternden Begierde auf seinen Vatter zulief. Er sah ihn, mit einer Art einer Ungewißheit an, daß der ehrliche Mann seine Person nicht länger behaupten konnte. Seine Thränen entwikelten seinem Sohn alles, was er nur durch eine weitläuftige Untersuchung zu erfahren hofte. Da gieng nun ihre Freude auf, und wir hatten ein sehr seltenes Vergnügen an ihrer Zärtlichkeit. Kaum war das Gemüthe dieser gleichsam bezauberten Personen wieder stille und beruhiget, so kam ein neuer Auftritt. Ein ehrwürdiger Greiß öfnete die Thüre, und wir erkannten aus der Empfindlichkeit, womit ihn der Herr von

Mi-

Milenhoek umarmte, daß er sein Vatter war. Man kan wohl nicht zärtlicher sein, als dieser alte Mann. Er dankte darauf dem Herrn Bekers, wegen der an seinem Sohne erwiesenen Freundschafft, in denen lebhaftesten Ausdrüken. Seine Liebe gegen seinem Sohn erstrekte sich so weit, daß er ihn versicherte alles zu seinem Vergnügen beizutragen. Dieser rechtschaffene Mann machte sich dieses so zu Nutze, daß er ihn gleich um die Einwilligung zu seiner Verbindung mit der Mademoiselle de Villiers bat, im Fall daß die Mutter des Fräuleins seinem Ansuchen Platz gebe. Der Alte wurde über diesem Vortrag ganz verwirrt, aber hätte er wohl so ungerecht sein und der Fräulein Verdiensten nicht sollen Recht wiederfahren lassen? Er hatte nicht lange mit ihr gesprochen, als er sich bemühete, dieselbe zu bitten, seinem Sohn glüklich zu machen. Das Fräulein schrenkte alles auf die Entscheidung ihrer Frau Mutter ein, sie gestand ihm aber, mit einer rührenden Schamhafftigkeit, daß sie diejenige nicht wäre, welche die Hochachtung des Herrn von Milenhoek nicht mit Dank erkenne.

Darauf wurden wir genöthiget, in dem Hause des Herrn Bekers unsere Wohnung zu nehmen. Es war uns nicht möglich, dessen Höflichkeit zu widerstehen. Der Herr von Milenhoek stritte gleichsam mit unsern gütigen Wirth, uns mit Ehrensbezeigungen zu überhäufen. Inzwischen mußten wir doch

auf eine neue Einrichtung unſers Zuſtandes denken. Der Herr von Vaudeville war auf den Orden nicht wohl zu ſprechen, weil er ſo wenig vor ſeine Befreiung beſorgt geweſen. Er war vielmehr geneigt in Holland zu verbleiben, und Kriegesdienſte anzunehmen. Wir erſtaunten über dieſen Vorſatz. Er hatte von mir eine Neigung zu unſerer Religion eingeſogen, und wir waren ihm auf alle Weiſe beförderlich ſeinem Eifer zu bewerkſtelligen. Ein geſchikter Prediger, der ihn unterwieß, brachte ihn gar dahin, ſeine Religion zu verlaſſen. Dieſes machte ein überaus groſes Aufſehen, denn die Catholiken ſchäumten vor Wuth über ſeine Bekehrung. Er ſchikte ſein Creutz nach Malta zurük, und meldete dem Großmeiſter die Urſachen ſeiner Veränderung. Die Bemühungen die er angewandt, ſein Ordenszeichen in dem Sclavenſtande zu erhalten, ſind in Wahrheit, auſſerordentlich geweſen. Inzwiſchen würden alle ſeine Bemühungen fruchtloß geweſen ſein, wenn er dieſes Kleinod nicht vor der Eroberung ſeines Schiffes, in eine geringe Weſte, die er anzog, verborgen hätte. Er wollte darauf bei denen Herren General-Staaten eine Stelle unter denen Soldaten ſuchen, und der Herr von Milenhoek brachte es dahin, daß man ihn als Hauptmann nach Oſt-Indien ſandte, weil er widrigenfalls denen Nachſtellungen derer Papiſten nicht würde entgangen ſein. Wir lieſſen dieſen vernünftigen Mann mit

unſern Wünſchen, und kleinen Geſchenken, die wir ihn aufdrangen, abreiſen.

Ich kan inzwiſchen die Höflichkeiten des Herrn Bekers und ſeiner Familie nicht genug rühmen. Nach ſeinem Muſter bemühete ſich ſein Sohne, deſſen Frau, die die liebenswürdigſten Eigenſchafften beſaß, und ſeine Kinder, uns alle Ehre anzuthun. Wie viele Verbindlichkeit bin ich alſo nicht dieſen angenehmen Perſonen ſchuldig. Darauf ſchrieb ich nach Hauß, und meldete meinen Zuſtand. Der Herr von R*. that desgleichen. Wir lieſſen uns doch bereden, die Mademoiſelle de Villiers nach Londen zu begleiten. Julime erſuchte mich, ihre Freundin gar nach Hauß zu bringen, weil ſie ſelbſt Luſt hätte ihres Umgangs noch länger zu genieſſen. Herr von Milenhoek hielte dieſes vor eine Probe unſerer Liebe, und war erfreut, daß wir dieſe Reiſe machen wollten. Wir kamen in wenig Tagen zu Londen an. Holland hat bei aller ſeiner Pracht keine Stadt, die dieſer gleich kommt. Der Reichthum und alle Vorzüge, die einen Ort erheben, iſt hier in dem höchſten Grade anzutreffen. Auf dieſe Weiſe findet man da alles, was man nur wünſchen kan. Dieſes iſt von allen Arten der menſchlichen Verrichtungen und Künſte zu ſagen. Mithin wird iedermann Gelegenheit finden, ſich daſelbſt zu ergötzen. Uberhaupt aber muß man denen Engeländern viele gute Eigenſchafften nachrühmen, die man bei andern nicht ſo

leicht finden wird. Man muß ihnen das Lob geben, daß sie vernünfftige und gründlich gelehrte Leute haben. Leute die bei gewissen Gelegenheiten großmüthig und edel sind, die aber entweder durch einen Fehler des Temperamentes, oder durch einen unerträglichen Hochmuth, auf die ungereimtesten Dinge verfallen. Man muß daher ihre zum Theil gottlose, oder verzweiffelte Meinungen in Religions-Sachen, und die daher entstehende Secten, davon ableiten. Ich will hier nicht erinnern, daß es auch überaus viele Personen vom Verdienste, unter ihnen gebe. Man weiß dieses so vollkommen wohl. Sie haben übrigens eine wahrhaftig freie Lebensart, man nehme nur einige Gebräuche aus, die nach dem Geschmake derer Franzosen und ihrer strengen Nachfolger, derer Teutschen, keinen grosen Beifall erhalten würden. Dieses aber haben sie zum Voraus, daß sie eine grose Standhaftigkeit in ihrem Thun herrschen lassen, und niemals mit dem Glüke den Abschied von ihren Freunden nehmen. Man ist ohne meine Anmerkung so klug, daß man diese Beschreibung vor keine allgemeine Kennzeichen eines Engeländers halten wird. Sie ist dazu viel zu kurz, und wenn man zuversichtlich einen solchen Abriß behaupten wollte, so würde man schwerlich einigen Fehlern der neuesten Geschichtschreiber entgehen. Ich habe nur geglaubt, daß man vielleicht bei dem größten Theil der Engeländer, solche Eigenschafften finde.

Ich

Ich muß die Geschichte des Fräuleins de Villiers nicht vergessen. Sie traf ihre Frau Mutter, wegen der Ungewißheit ihrer Umstände, sehr gekränket an. Sowohl die zärtliche Tochter, als die liebreiche Mutter, umarmten einander mit unzehlichen Thränen. Sie verdoppelten ihre Wehmuth über den Tod des Herrn von Villiers. Dieser Kummer, der gewiß groß war, mußte nothwendig das Glüke des Herrn von Milenhoek verzögern. Er erhielte aber endlich alles, was er gewunschen hatte. Dieser glükliche Mann wurde mit solchen Liebesbezeugungen des Fräuleins überhäufet, daß sein Glük durch eine gesetzmäßige Verbindung, alle Vollkommenheit erreichet. Diese vergnügte Ehe machte mir so viele Freude, daß ich mich entschloß, meine Verbindung mit Julimen zu vollziehen. Es bewogen mich aber noch ganz andere Gründe dazu. Mein Schreiben wurde von meinem Bruder beantwortet, worinnen mir das Absterben meiner Eltern, und die Verheirathung meiner Schwester an den Herrn von S*. berichtet wurde. Ich wurde mit einer rührenden Art gebeten, zu meinem Bruder zu kommen, und seine Gemahlin schrieb an Julimen, und bat sich ihre Freundschafft aus. Uberdiß wollte ich nicht gerne die Einverleibung in die Kirche meiner Braut in Teutschland verrichten lassen, weil ich Gründe genug hatte, solches in möglichster Stille vorzunehmen. Der Herr von R*. und an-

dere gute Freunde waren auch dieser Meinung zugethan, mithin war es vor mich rathsam mit meiner Verbindung zu eilen. Der Prediger der lutherischen Gemeinde in Londen, nahm Julinen, nach einer hinlänglichen Untersuchung, unter die Christen auf. Ich gestehe, dieser Tag ist vor mich ein Tag des Triumphes gewesen. Darauf hatten wir Abends ein kleines Gastmahl. Wie wir in dem lebhaftesten Vergnügen beisammen sassen, so ösnete man die Thüre, und mein Bruder fiel, ganz ausser sich, in meine Arme. Die Empfindungen, die ich so vergnügt, bei meiner Reise-Gefehrten in dergleichen Begebenheiten bemerket hatte, theilten sich jezt selbst meiner Seele mit. Thränen, freudige und verwirrte Blike, unordentliche und forschende Fragen, verriethen das Innerste meines Herzens. Mein Bruder war auch ganz entzükt, und bewährte mir seine Liebe durch unfehlbare Beweise. Er glaubte mich in weit schlechtern Umständen anzutreffen, denn er meinte, meine Liebe hätte ihn darum aus einigen Dingen ein Geheimniß gemacht, damit seine Freundschafft nicht beunruhiget würde. Es war also unnöthig, daß er eine wichtige Summe mit sich führte, mich damit zu unterstüzen. Mir war es insonderheit erfreulich, daß er mich unter meinen Freunden, zu einer so glüklichen Stunde, überfiel. Darauf machte ich würklich mit meiner Braut Hochzeit, weil mein Bruder auf deren Beschleinigung bedacht war.

Von

Von diesem Tage an habe ich wieder alle Süßigkeiten des angenehmsten Lebens genossen. Mein Bruder erwieß meiner Gemahlin alle Zärtlichkeit, und nahm mich damit nur noch mehr ein. Wir besuchten sodann einige Bekandte meines Bruders in London, und hatten die Ehre denen vornehmen Personen des Königreichs aufzuwarten. Der Umgang mit vielen Standespersonen, hat meiner Gemahlin die Känntniß der Welt und der christlichen Sitten bald beigebracht. Daher wurde sie in allen Gesellschafften bewundert.

Inzwischen reiseten wir mit dem Herrn von Milenhoek und seiner Gemahlin nach Holland ab. Die Frau von Villiers folgte ihrem Schwiegersohn, welcher sie nöthigte ihre Einkünfte, die sie von der Gnade des Königes erhielte, fahren zu lassen. Es geschah auf die Weise, daß man es auswürkte, daß dieselben einer Person von vielen Verdiensten zuerkannt wurden.

Wie wir in Amsterdam anlangten, so reiste ich gleich mit meinem Bruder und Freunde nach dem Haag. Wir hatten daselbst die Ehre, viele Personen vom Stande kennen zu lernen. Der Herr von K*. machte mich mit dem Grafen von W*. bekandt, den ich wegen seiner Großmuth und ungemeinen Eigenschafften, Lebenslang verehren werde. Dieser Herr meldete meinem Freunde die Beschaffenheit seiner Umstände. Allein es

konnte

konnte ihm diese Nachricht zu einem geringen Troste gereichen. Man wird es aus dieser Erzehlung einigermassen schliessen können.

Geschichte des Herrn von R*.

Ich übergehe mit Bedacht die Geburt und andere Umstände, die man zu verbergen Ursach hat. Ich sage nur so viel, daß das Geschlecht derer Herren von R*. alt, und durch erhabene Bedienungen seiner Vorfahren, berühmt sei. Weil mein Freund einer der reichsten Erben werden sollte, so wurde er nach J*. auf die Universität geschiket. Er hatte im ersten Jahre das Unglük, bei einem sehr ungleichen Zweikampf eine Wunde zu bekommen, die man vor tödlich hielt. Allein ein geschikter Artzt, und die Bader zu A*. brachten seine Gesundheit wieder zu rechte. Darauf verfolgte er sein Studiren zu J*. und begab sich mit vielem Nutzen wieder nach Hauß. Sein Vatter schikte ihn sodann nach Frankreich und Italien. Der Herr von R*. lebte 2. Jahre in Paris, und genoß die Ergötzlichkeiten dieser wollüstigen Stadt, als ein reicher Teutscher, ohne müde zu werden. Sein feuriges Temperament machte ihn zu allen fahig. Er konnte also unmöglich sich der Bekandtschafft gewisser junger ruchloser Leute enthalten, die ihn völlig beherrschten. Sein Gemüthe ist über die

Mas-

Massen gütig, und leicht einzunehmen. Er war also nicht im Stande seinen Cameraden etwas abzuschlagen. Diese Leute, die sich bald angewöhnten, aus einer Güte eine Verbindlichkeit zu machen, mißbrauchten seine Freundschafft. Der Herr von R*. ließ sich von so elenden Gemüthern nicht lange versuchen, sondern begegnete ihnen mit einem Muth, der sie erstaunend machte. Zwei Schlägereien, die zu seinem Vortheil abliefen, entfernten diese niedrige Gesellschafft gar bald von ihm. Es wäre dieses ein Glük vor den Herrn von R*. gewesen, wenn er sich vorsichtige Regeln daraus gezogen hätte. Die Liebe machte meinen Freund unglüklich. Er begieng nicht nur die Thorheit, einer liederlichen Comödiantin, alles aufzuopfern; sondern er wurde auch auf andere Arten mitgenommen. Ein gewisser Streit, den er mit der Policei kriegte, und worinnen er allzuhizig war, verwandelte seine ordentliche Wohnung in die Bastille. Man brachte ihn nicht anders, als durch Vermittelung grosser Personen heraus. Die Folge davon war seine Abreise von Paris. Sein Herr Vatter würkte ihm bald nach seiner Zurükkunfft eine gute Stelle an einem gewissen Hofe aus. Der Herr von R*. nahm sie an. Er war noch immer eine Maschine, die sich nach den Triebwerk der Gewohnheiten richtete, ohne daß er sich selbst, seinem Zweke gemäß, hätte regieren können. Der Herr

von

von R*. war nicht wenig bestürzt, wie ihm sein Vatter die Tochter eines grosen Mannes antrug. Diesen Vorschlag mußte er gleich annehmen. Auf diese Art wurde er in wenig Wochen, mit aller Pracht, die man nur haben kan, vermählet. Auf seine Vermählung folgte bald der Tod seines Herrn Vatters. Seine Gemahlin war vornehm und von sehr güter Gestalt. Ihre Neigungen aber waren von den seinigen sehr verschieden. Er war aufgeweckt, freigebig, und hatte ein sehr gutes Herz, welchem nichts fehlte, als daß es noch nicht nach guten Regeln handeln wollte. Seine Frau war tükisch, boßhafft, hochmüthig, geitzig, und welches zu bewundern ist, in Wolluſt ersoffen. Sie war im Stande die ärmsten Leute im Kauff zu vervortheilen, weil sie allemal ihr Geld höher hielte, als die Waare. Kein Gesinde konnte sie gar nicht erhalten, und es geschah nur mit List, wenn sie iemand in ihren Dienst nahm. Ihre Fertigkeit Unwahrheiten zu sagen, war ausserordentlich groß, und sie konnte sich unter allen Umständen mit Lügen helfen, die ihr ganz natürlich waren. Sie wußte sich aber so zu verstellen, und die heilige Schrifft zu mißbrauchen, daß man sie vor die tugendhafteste Dame gehalten hätte. Andere Personen, die nur einigermassen angesehen waren, und sich in Kleidern und Pracht hervor thaten, wurden von ihr gehasset und

grob-

röblich verläumdet. Ihr Stolz aber war anz unerträglich. Sie fienge mit dem Herrn von R*. einen heftigen Zank an, weil er einstens, wie er verreiset war, in Stiefeln zu ihr gieng. Die rechtschaffenten Leute bürgerlichen Standes nennte sie Pöbel, Lumpengesindel, und suchte ihnen Gelegenheitlich allen Tort anzuthun. Ihre Wollust war gar unnatürlich. Es war nicht einmal, da sie die eheliche Treue brach. Ihr Gemahl war durch eine so unglükliche Verbindung niedergeschlagen, und wurde durch eine schmerzliche Erfahrung immer klüger. Er wurde immer von seiner Gemahlin hintergangen, und konnte es nie dahin bringen, daß sie einen Fehler gestunde, vielweniger also bereuete. Ihre Eltern, und ihre Familie, waren meinem Freund allzugroß, als daß er nicht allzusehr hätte unterliegen sollen. Seine Gedult wurde endlich müde, solche Laster ohngeahndet zu lassen. Er begegnete einem, der seine Ehre verletzte, mit aller Wuth eines aufgebrachten Ehemannes. Ein Zweikampf, brachte diesen Verwegenen um das Leben, welches ihn mein erzürnter Freund raubte. Hierauf wollte er seine Beschwerden gerichtlich anbringen, und die Bande einer so betrübten Ehe auflösen lassen. Ob er gleich mit den zuversichtlichsten Beweisen versehen war, so war doch kein Richter, der seine Klage angenommen hätte. Man

gieng

gieng noch weiter. Wie man sahe, daß er durch keine Gewalt könne bestimmet werden, bei seiner Gemahlin zu verbleiben, so wurden ihm seine Aemter abgenommen. Seiner Gemahlin und zwei Kindern, die er nicht vor die Seinen erkennen konnte, wurden seine Güter eingeräumet, und ihm nur ein gewisses davon gegeben, welches sehr wenig war.

Diese elende Umstände beunruhigten ihn dergestalt, daß er in kaiserliche Kriegsdienste gieng. Seine gute Aufführung hatte ihn daselbst den Rang eines Obristen erworben. Er fochte anfänglich in den Niederlanden, und endlich an dem Rhein. Ehe er nach Ungarn gieng, so wurde er gebetten zu seiner Frau zu kommen. Man wußte ihn so zu rühren, daß er es bewilligte. Diese Unglükselige wollte wieder angenommen werden, aber mein Freund trauete einer so niederträchtigen Person nicht mehr, wiewohl er so gütig war, und sie mit Wohlthaten überhäufte. Ihr Ende, welches bald darauf erfolgte, war ihm in Wahrheit nicht gleichgültig. Die Söhne, die sie hinterließ, wurden in dem Besitze derer Güter, des Herrn von R*. geschützet. Er nahm sich aber dieser Umstände gar nicht mehr an, da man ihn niemals Recht wiederfahren ließ. Inzwischen erwarben ihn einige gute Thaten

in

in Ungarn, vielen Ruhm. Dieſes würde ihn noch mehr erhoben haben, wenn nicht ſein unglükliches Treffen mit denen Türken, ſeine Lorbern unterbrochen hätte. Seine Begebenheiten wurden daſelbſt mit den Meinigen genau verbunden, daher ſie denn Gelegenheitlich angeführet worden ſind. Ich ſetze hinzu, daß er bei der Verlaſſenſchafft Ibrahim Zudaks, eine wichtige Summe bekommen, die hinlänglich iſt, ſeinem Leben alle Bequemlichkeiten zu verſchaffen.

Wie wir nach Amſterdam zurük kamen, trafen wir den Bruder der Frau von Hilenhoek an, der uns ein Schreiben von m Herrn von Vaudeville überlieferte. Dieſer wakere Mann bezeugte uns ſeine Freundſchafft auf eine einnehmende Art, und freuete uns mit einer Nachricht von ſeinem Stand, die mit unſern Wünſchen übereinm. Er war Urſache, daß der Herr von Villiers, nach Holland reiſete, weil er ihn n ihrem Schikſal unterrichtet hatte.

Der Herr von Villiers beſaß ſolche Einſchafften, die das Weſen eines ehrlichen Mannes ausmachen. Seine Dienſte waren der Republik unentbehrlich, daher ſtund er in groſſen Anſehen, und konnte ſeinem Schwager einen Dienſt thun, der ihn um ein

grosses reicher machte. Dieses war auch alles, was derselbe mit seiner Verbindung fande, denn es ist nicht mehr Mode, die Person anderst, als eine nothwendige Zugabe anzusehen. Der Herr von Milenhoek, der von diesem Irrthum abgieng, fande an seiner Gemahlin alles, was ein vernünftiges Herz verlangen kan. Ich hüte mich, daß Bild einer so liebenswürdigen Person zu entwerfen. Denn es würde meine Leser verdriesen, wenn es unvollkommen wäre; und wenn es dem Vorbild gleich käme, so dürfte sie vielleicht eine Lust ankommen, nach so vollkommenen Frauenzimmern zu trachten, welches gewiß dem gemeinen Wesen schädlich wäre. Denn es würden dadurch viele Frauenzimmer unter die verlegenen Waaren kommen, und keinen Abgang finden; und da so wenig so tugendhafte Personen zu finden, so würden allzuviel Mannspersonen den ehelosen Stand vorziehen. Gewiß, es reuet mich beinahe, daß ich dem ohngeachtet einigen Lust gemacht habe. Ist dieses aber nicht die beste Lobeserhebung vor die Frau von Milenhoek!

Nun muß ich von so schätzbaren Freunden Abschied nehmen. Es war mir immer auf eine so schmerzhafte Trennung Leid, aber ich mußte mich doch dazu entschliessen. Meine Wehmuth war so groß, als der Schmerz meiner Gemahlin, welche die Frau von Mi-

Nilenhoek auf das Zärtlichste liebte. Diese Freunde begleiteten uns einige Stunden, damit aber wurde unser Schmerze vermehret. Wir trösteten uns gewisser Massen damit, daß wir sie so sehr gerührt fanden, als wir selbst waren.

Ich habe allezeit bei einer Trennung von Freunden, einen besondern Kummer empfunden. Ja, ich versichere, daß dieser einer von den grösten gewesen, die ich iemals versuchet habe. Der Grund ist ohnstreitig in dem Verlust eines wahrhaften Gütes zu suchen, dessen Grösse die Grösse unserer Liebe oder Freundschafft bestimmet.

Der Herr von R*. begleitete mich, wozu ihn sowohl seine Güte, als mein Verlangen, anreizte. Ich hatte die Absicht, mich niemals von ihm zu trennen, und er bekannte, daß er gleiche Gedanken, in Ansehung meiner, hege.

Wir richteten unsere Reise so ein, daß wir allezeit in merkwürdigen Orten eine Zeitlang stille lagen. In Sch*. wurden wir Abend von Herrn Sittlich, meinem ehemahligen Hofmeister, besuchet. Mein Vergnügen darüber war ausserordentlich groß. Ich war nicht fähig, mich meiner Freundschafft gemäß, auszudrukken. Es schiene mir

nichts zureichend zu sein, einen so aufrichtigen und tugendhaften Mann, meiner Hochachtung und Erkänntlichkeit genugsam zu versichern. Er war in Sch*. in einer ganz mäßigen Bedienung, denn seine Verdienste hätten was Vollkommenes verdienet. Er hatte eine Frau und etliche Kinder, die insgesammt seinen regelmäßigen Wandel nachahmten. Wir mußten bei ihm speisen, und wir verliessen ihn nicht ehe, bis er versprach uns zu besuchen.

Sodann langten wir auf meines Bruders Gütern an. Man empfieng uns auf das Angenehmste, und meine Schwester langte gar bald mit ihrem Gemahl an. Der Herr von W*. und andere Freunde meiner Familie, fanden sich so fleißig ein, daß ich kaum im Stande war, mit denen Meinigen eine Unterredung wegen meines Zustandes zu halten.

Ich erfuhr, daß der Herr von W*. mit nechstem zu der Würde eines Generals werde erhoben werden. Diese Nachricht erfreuete mich, weil er mein sehr guter Freund war. Wenn es der weisen Vorsicht gefallen hätte, mich in Kriegesdiensten zu erhalten, so würde ich vielleicht einen gleichen Rang erhalten haben. Deswegen aber grämte ich mich nicht, denn es ist nur eine

Ver-

Vermuthung von mir. Und wer weiß auch wohl, ob ich nicht durch meine Gefangenschafft, die so erträglich gewesen ist, andern grausamern Zufällen entgangen? Man weiß ja ohnehin, daß die Dinge, die nicht durch unsere Verbrechen gewürket werden, sondern wenn wir auf denen Wegen der Vorsicht wandeln, nie eine schlimme Folge nach sich ziehen. Wäre es denn also vernünfftig gewesen, wenn ich mich über den Verlust eines bloß eingebildeten Glükes, gekränket hätte?

Meine Sorge gieng nun dahin, die Umstände anderer Freunde in Erfahrung zu bringen. Der Herr von S*. kam meinen Wünschen zuvor, und umarmte mich zu einer Zeit, da ich beschäfftiget war, einen Brief an ihn abzufertigen. Wenn man weiß, wie reizend die unvermuthete Begegnung eines Freundes sei, so wird man mein Vergnügen um so leichter erachten können.

Die Umstände des Herrn von S*. waren eben nicht meinem Wunsche gemäß. Zufälle, denen auch der Vorsichtigste nicht entgehet, hatten sein Glüke sehr erniedriget; aber man konnte nicht wahrnehmen, daß sein Zustand einen Einfluß in seine Gemüthsruhe gehabt habe. Er war eben so ver-

gnügt und ruhig, als wie er in denen besten Umständen gewesen ist. Ein Reichthum der sich längstens die Aufmerksamkeit der Tugend und Vernunfft erworben hat, und der mehrentheils denen Schoßkindern des Glükes fehlet!

Der Herr von R*. konnte sich nicht enthalten, mit meinem Freunde eine der dauerhaftesten Freundschafften aufzurichten. Ausser daß er dazu nur deswegen geneigt war, weil er meine Verbindung, als ein Recht ansah, die Zuneigung des Herrn von S*. zu fordern, so würde er ihm seine Hochachtung, unter allen möglichen Umständen, nicht versaget haben. Ihre Schikkale, die ihrer Härte nach, eine Verwandschafft hatten, machte ihnen eine angenehme Versicherung ihrer Liebe, und wer weiß nicht, daß zuweilen ein solcher Umstand, ein Grund einer beständigen Freundschafft seie.

Meine Wünsche erforderten auch die Gegenwart des Herrn T*. Ich machte ihn meine Ankunfft bekannt, und er war so freundschafftlich, mein Schreiben gegenwärtig zu beantworten. Seine Frau die ihn begleitete, und ein wohlgezogener Sohn der bei ihm war, machten mir gleich einen vortheilhaften Abriß seines Zustandes. Ich betrog

rog mich nicht, und er hatte alles im Besitz, was ein glüklicher Mann hat. Ehre, Reichthum, eine vortrefliche Familie, und andere Güter, machten ihn zu den Besitzer eines grosen Glükes. Das Vollkommenste aber war, daß er alles seinen Verdiensten zu danken hatte, die er durch eine tugendhafte Lebensart zu seinem Ruhme und Vergnügen, behauptete.

Die wichtigsten Geschäffte von der Welt entfernten diesen auserlesenen Freund, der ebenfalls die Ehre hatte des Herrn von R*. Neigung zu gewinnen. Der Herr von S*. hatte ohnehin nicht unterlassen, seine alte Freundschafft mit ihm heilig zu beobachten. Auf diese Weise besaß ich nur diese zwei rechtschaffene Männer.

Es war nun Zeit, daß ich auf eine neue Einrichtung meines Zustandes bedacht war. Da ich noch in denen besten Jahren war, und die Glükseligkeit einer dauerhaften Gesundheit genoß, so wäre es nicht recht gewesen, wenn ich meine Tage im Müßiggange beschlossen hätte. Der Soldaten-Stand war mir noch immer angenehm; aber man wollte mich zu andern Diensten bereden. Der Herr von W*. unterstüzte meine Vorstellungen zu Wien, und ich kam unter

einer guten Bedienung unter die kaiserlichen Kriegesvölker.

Man erlaubte mir noch einige Zeit bei denen Meinigen zuzubringen. Ich machte daherv Anstalt, mit einem hinlänglichen Ansehen, bei meinem Regiment zu erscheinen. Deswegen mußte ich mir einige Pferde zulegen; wobei mir dann die Ankunft meiner asiatischen Pferde, sehr wohl zu statten sind kommen.

Meine Gemahlin brachte inzwischen einen wohlgestalten Sohn zur Welt. Meine Freunde vertraten die Stelle der Pathen. Ich hatte Ursache vollkommen vergnügt zu sein, zumahlen sich meine Gemahlin bei einer guten Gesundheit befand. Diese Freude wurde durch die Ankunft Herrn Sittlichs um ein grosses vermehret.

Darauf mußte ich mich von meinen Freunden abermahls trennen. Meine Gemahlin war so zärtlich, daß sie nicht zugeben wollte, daß ich ohne sie, abreisete. Ich war nicht vermögend ihr Anhalten abzuschlagen, und sie reisete mit mir nach Wien ab.

Der Herr von W*. und andere Personen vom Stande, empfiengen mich mit vieler Freundschafft. Man that uns die Ehre an, zu sagen, daß mein Schiksal nicht

zu

zu beklagen wäre, da es mir eine so vollkommene Gemahlin verschafft habe. Ich hatte keine Ursache diese Höflichkeit zu widerlegen.

Die Herren von R*. und S*. hatten eine Reise nach Holland gethan, und wollten ihre Tage daselbst in einem vernünftigem Leben hinbringen.

Eine kleine Unpäßlichkeit, welche die Schwangerschafft meiner Gemahlin begleitete, nöthigte dieselbe zu meinem Bruder zurük zu kehren. Ich gieng mit meinen Regiment nach dem Rhein, wo wir gegen die Franzosen fechten sollten.

Darauf wohnte ich der Schlacht bei Salm bei, wo wir eine ungleich grössere Anzahl der Feinde in die Flucht schlugen. Wir konnten darauf nichts weiter vornehmen, als die Feinde beobachten, und hin und her ziehen.

Wie wir glaubten, daß wir im Stande wären etwas Wichtiges zu unternehmen, so wurden wir von einem getroffenen Frieden benachrichtiget, der unsern Bemühungen ein Ende machte.

Dieses gab mir Gelegenheit, daß ich mich zu meiner Gemahlin begeben konnte, die

mich aber auf der Reise mit meinem Bruder, artig zu überfallen wußte. Da ich das Glüke hatte meine Familie mit einem zweiten Sohn vermehret anzutreffen, so konnte ich einen ganzen Winter auf das Angenehmste zubringen.

Ich mußte darauf das folgende Jahr nach Siebenbürgen aufbrechen, wohin sich ein ganzes Kriegsheer gezogen hatte. Man machte die größten Anstalten, denen Türken mit gutem Erfolg zu begegnen; allein, wir konnten bald sehen, daß wir keine grosse Thaten verrichten würden. Die Türken waren ganz andere Leute, als wie wir sie in denen vorigen Kriegen gefunden haben, und weiß ich aus denen sichersten Umständen, daß die Einrichtungen des Grafen von Bonnevals, ihre Soldaten ausnehmend verbessert haben. Dieser grosse Mann hat einen ausserordentlichen Eifer gezeigt, das Kriegswesen der Muselmänner auf bessern Fuß zu setzen, und man muß gestehen, daß er vieles geleistet habe, ob ihn gleich der Neid an seinen Unternehmungen gehindert hat.

Wir hatten dieses alles aus der Erfahrung. Die Türken waren uns fast aller Orten überlegen, und man sahe gar bald alle Hofnungen, die man sich von unsern Feldzügen machte, zu nichte werden. Bei

Cor-

Cornen hatte ich das Unglük, meinem besten Bedienten zu verliehren, und einen Schuß zu bekommen, der mir einige Lahmung des rechten Fußes zuzog. Ich mußte mich noch aus dem Treffen tragen lassen, und harte alle Mühe, sicher in unser Lager zu kommen. Man meldete mir darauf, daß man eine gute Anzahl Gefangene gemacht, die ich zu sehen Verlangen trug. Wie groß war nicht mein Erstaunen, als ich Mustapha, den Sohn des Caimacans, unter denenselben erkannte? Er sahe mich kaum, so lief er auf mich zu und umarmte mich. Ich gestehe, ich bin einigermassen erschroken, denn ich glaubte, er würde mich mit Vorwürfen quälen. Er verschonte mich nicht ganz und gar, aber er beschwor es sehr, daß er mich ohnehin würde frei gemacht haben. Uber das Schikſal meiner Gemahlin aber vergoß er viele Thränen, wiewohl er dieses rühmte, daß ich sie geheirathet hatte. Ich mußte ihm versprechen, ihn zu ihr zu bringen, und es fehlte gar nicht an Gelegenheit, wie man ihn auf seine und meine Treue, die Freiheit ertheilte.

Mein Vergnügen wäre es gewesen, wenn ich ihn hätte begleiten können, allein meine Pflicht erlaubte mir nicht, von der Armee abzugehen. Ich gab ihn meinen Bedienten mit auf diese Reise, nebst einem Schreiben

an

an meine Familie. Meine Frau war ganz ausserordentlich erfreuet, einen Anverwandten bei ihr zu sehen, und Mustapha hatte solche Eigenschafften, die uns Ehre brachten. Er blieb ein ganzes Jahr aussen, dann aber wurde er erst gegen andere Gefangene ausgelöset.

Julime, damit ich ihr ihren ersten Namen wieder beilege, hatte den Mustapha beinahe bekehret, und es war ihr um so viel leichter, da ich schon zu anderer Zeit einen kleinen Anfang gemacht hatte. Inzwischen ließ er sein Vatterland nicht, und war zu nichts zu bestimmen, als daß er die innerliche Religion behaupten wollte.

Es war vergebens ihn weiter zu überzeugen, und ich mußte zufrieden sein, daß wir es so weit gebracht haben. Darauf reisete er, mit allen Merkmahlen einer aufrichtigen Freundschafft, nach Constantinopel ab.

Der Vatter meiner Gemahlin ist wieder bei Hofe in das größte Ansehen erhoben worden; aber er war auf mich so erzürnt, daß mich Mustapha davor warnte.

Ich schrieb auch an Murath und an seinem Sohn, und gab ihnen Nachricht von unserer Reise, und denen Veränderungen unsers Zustandes. Er hat dieses Schrei-

ben

ben erhalten, und auf das Höflichste geantwortet.

Mittlerweile giengen die Krieges-Thaten in Ungarn auf das Lebhafteste zu Ende. Wir verlohren Orsova und Meadia, wiewohl die Feinde Verlust genug gehabt haben. Das Lezte was mich auch mit betraf, war das berühmte Treffen bei Grozka, wo wir leider nur allzuviel verlohren. Mein Regiment war nach der Schlacht nur 400. Mann stark, und ist also der gröβte Theil davon zu Grunde gegangen. Ich kam noch ganz glüklich davon, und büssete allein mein bestes Pferd dabei ein. Dieses ist aber auch mein lezter Feldzug gewesen.

Nachdem die Armee, wegen des geschlossenen Friedens, auseinander gegangen, so gieng ich mit meinen Freunde, dem Herrn von W*. nach Teutschland zurük.

Ich muβte in Regenspurg liegen bleiben, weil mich daselbst eine tödliche Krankheit überfiel. Meine Gemahlin flog auf die Nachricht von meinem Lager, in meine Arme, und war ganz untröstlich über meinen gefährlichen Zustand. Wie unruhig war nicht ihre Zärtlichkeit, wie sie sich verbergen wollte, um die Grösse meiner Schmerzen zu lindern! So willig ich auch war, das Verhängniß der

All-

Allmacht ſtandhafft anzunehmen, ſo war doch das Bild dieſer tugendhaften Frau ſo ſehr in mein Herz gegraben, daß ich nur ihrer Liebe wegen, die Verlangerung meiner Tage wünſchte.

Die allerhöchſte Vorſehung hat das Ziel meiner Jahre verlängert. Meine Krankheit verließ mich zu einer Zeit, da die Aertzte meinen Tod vor unfehlbar hielten. Daher reiſete ich nach Hauß, und ſuchte meine Erlaſſung, weil ich denen Beſchwerlichkeiten des Kriegs-Standes nicht mehr gewachſen war. Man verwilligte mir ſolche in denen gnädigſten Ausdrüken.

Eine angenehme Einſamkeit, die mit einem Walde und Garten ſchätzbare Vorzüge der Natur hat, iſt meine Wohnung, wo mich meine Gemahlin und Kinder durch ihre Liebe und Gehorſam, in einen ruhigen und vergnügungsvollen Zuſtand ſetzen. Mein Büchervorrath, meine Freunde, ein beſtändiger Briefwechſel mit entfernten rechtſchafenen Leuten, und ein wohleingerichtetes Haußweſen, machen meinen Zuſtand unſchätzbar. Die Errinnerung meiner Begebenheiten, die Erfahrung, die ich dabei erlanget habe, die Sorge vor das wahre Wohl meiner Familie, und andere damit verknupfte Dinge, geben meiner Seele die edel-

edelsten Beschäftigungen. Eben der weise GOTT, der in allen meinen Sachen so gütig und wohlthätig gewesen, fähret nach seiner Schrankenlosen Barmherzigkeit fort, meine Verrichtungen mit seinem Seegen zu unterstützen. Daher werde ich auch in Betrachtung seiner Wunder, meine flüchtige Tage heiligen, und unter dem Preise seiner Allmacht, meine Augen schliessen.

ENDE.

Digitized by Google

2, i

[Richter, Christoph Gottlieb

Die Bücher
der Chronika Carls,
des Herzogs zu
Lothringen ...

Trunckfurth 1744.]

Digitized by Google